

Johann Gabriel Seidl

Karl Fuchs

Johann Gabriel Seidl.

Von Dr. KARL FUCHS
k. k. Professor i. R.

Mit dem Bilde des Dichters.

WIEN und LEIPZIG 1904. Druck und Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung CARL FROMME



(Nach einem im Besitze der Frau W. Funke befindlichen,
bisher unbekannten Aquarell.)

VI. 1

Johann Gabriel Seidl.

Von Dr. KARL FUCHS
k. k. Professor i. R.

Mit dem Bilde des Dichters.

WIEN und LEIPZIG 1904. Druck und Verlag der k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung CARL FROMME.

Vorrede.

Seit Joh. Gabriel Seidls Tode sind noch nicht dreißig Jahre verflossen und schon ist das Andenken an den Sänger so vieler noch heute gesungener Lieder verblaßt. Ja Seidl hat sich schon an seinem Lebensabende freiwillig aus dem Gesichtskreise einer jüngeren Generation, die dem Leben neue Pforten zu erschließen strebte, in schattenfrohe Täler der Selbstbeschauung zurückgezogen; er konnte den schwungvollen Verheißungen der neuen Lehren ebensowenig Vertrauen entgegenbringen als er von den Idealen sich zu trennen vermochte, die ihm während seines langen Erdenwallens teuer geworden waren. Das wurde ihm mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht;*) im Gegenteil! Dieses zähe, nackensteife Festhalten an den patriarchalischen Anschauungen Altösterreichs, in denen er aufgesäugt und aufgewachsen war, in denen er bereits den Zenith

*) Vgl. die temperamentvolle Einleitung zu den „Ges. Schriften" (Wien, Braumüller, 1877) von Jul. von der Traun (S. XIII. ff.), der schon unmittelbar nach Seidls Tode sich genötigt sieht, den Dichter energisch in Schutz zu nehmen.

seines Lebensweges überschritten hatte, gehört so ganz und gar zum Wesen des Dichters, daß man es als Störung empfinden müßte, hätte er plötzlich neue Bahnen eingeschlagen. Sein Leben und Wirken wurde nach seinem Tode in den großen biographischen Werken und in Nekrologen eingehend und pietätvoll gewürdigt, so in Wurzbachs Lexikon und von Dr. A. Schlossar in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, gründlich und liebevoll zugleich von Dr. W. v. Hartel („Zeitschrift für österr. Gymn.“, 1875), von Dr. H. Siegel im „Almanach der k. Akademie der Wissenschaften“, 1876, S. 136 ff., von Hans Max im VI. Band der Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ J. G. Seidls (Wien, W. Braumüller, 1877 bis 1881; 6 Bände) u. a. Aus mehreren Gründen geriet trotzdem das Andenken an Seidl in Vergessenheit und wäre wohl noch mehr entschwunden, wäre nicht seine Volkshymne in allen Gauen und Sprachen Österreichs bis zum heutigen Tage gesungen worden und hätten sich nicht in Anthologien, Lesebüchern und Deklamationszirkeln mehrere seiner kraftvollen Balladen wie selbstverständliche Inventarstücke vererbt. Daran, daß so mancher Text von Liedern des deutschen Hausgesanges ein Seidl'scher sei, wie der allbekannte von R. Schumanns „Blondels Lied“, daran dachte man kaum. Die Raschlebigkeit und Vollebigkeit der Menschen am Ausgange des 19. Jahrhunderts, das vulkanische Emporringen neuer Kunstbegriffe, welche

einen Gegensatz zu der schreib- und redeseligen, nach allen Seiten ausgreifenden Gemütlichkeit älterer Zeit darstellen und realistische Vertiefung des einzelnen Individuums nach einer bestimmten Richtung, einen Kurs auf der geraden Linie fordern, hatte zur Folge, daß es förmlich zum guten Ton gehörte, auf das vormärzliche „System" Österreichs in bezug auf Politik und Geistesarbeit als auf eine Epoche des Gedankenstrichs zurückzublicken und erst, da auf allen Gebieten kulturellen Lebens sich die Erkenntnis Bahn brach, daß die Bäume nun einmal nicht in den Himmel wachsen, und die bestrickende Morgenröte hellerem Sonnenscheine wich, der den Plan klar übersehen ließ, merkte man, daß das Alte ja die Grundlage des Neuen sei, und man beschloß, manches Umgestürzte wieder aufzurichten und die goldene Mittelstraße zu finden.

Es ist noch nicht lange her, daß man der Geistesarbeit Österreichs in der Franziszeischen und Ferdinandeischen Zeit, wie sie aus dem Boden emporwuchs, den der Volkskaiser Josef gepflügt hatte, ein verdientes Augenmerk zugewendet und daselbst die Wurzeln aller späteren Entwicklungen nachgewiesen hat. Nicht nur, daß einzelne charakteristische Persönlichkeiten des Altwienertums und Altösterreichs zum Gegenstande gründlicher Betrachtung gemacht, ihre Geisteswerke gesammelt und herausgegeben wurden, ward in großem Stile durch Nagl-Zeidlers „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte"

(Wien, Carl Fromme) der klare Erweis gebracht, daß für die besagte Zeit unsere Literatur als spezifisch österreichische, kraftvolle Sonderströmung, die sich sodann bei dem Erblühen des deutsch-österreichischen Klassizismus mit dem großen Strome der alldeutschen Literatur nach langer Trennung vereinigt, aufzufassen ist, nicht als eine minderwertige, der allgemeinen deutschen Geistesentwicklung untergeordnete. Diese klare Erkenntnis, außerdem das Recht einer so markanten, mit dem gesamten geistigen Leben einer Generation (1820 bis 1850) und darüber hinaus so eng verknüpften Dichtergestalt, wie J. G. Seidl sie darstellt, machen es zur Pflicht, daß die Nachwelt seinen oft verschlungenen Pfaden folge und so zu eingehender Würdigung seines Schaffens gelange, und nunmehr, da bei einer Rückschau aus fernerem Punkte sein Verhältnis zum österreichischen Geistesleben seiner Zeit und zu dem Deutschlands besser als aus nächster Nähe abgeschätzt werden kann alle Einzelheiten seiner rastlosen vielseitigen Arbeit erhelle. Daß dies in der vorliegenden, ihrem Zweck nach volkstümlichen Skizze, welche zunächst die Absicht hat, den Geist unter uns erscheinen zu lassen, dessen irdische Hülle die Gemeinde der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien in einem Ehrengrabe (1892) beigesetzt hat, bei der rastlosen und vielseitigen Wirksamkeit Seidls als Dichters, Gelehrten, Schulmannes und Menschen nur in charakteristischen Zügen und

andeutungsweise geschehen kann, ist schon in Hinsicht des knapp bemessenen Raumes klar. Eine so mitteilsame und empfängliche Natur, wie unser Dichter, mußte in einer Blütezeit der Almanache und Zeitschriften und der romantischen Hinneigung und Anempfindung zu den tiefliegenden Quellen des Einheimischen und Fremden eine außerordentlich breite Basis seines Schaffens gewinnen. Seidl hat selbst keine zusammenhängende autobiographische Aufzeichnung hinterlassen, nicht einmal etwa ein annähernd vollständiges Verzeichnis der massenhaften Beiträge, die er nach allen Seiten geliefert und in der Folge nur zum kleineren Teile in geschlossenen Bänden gesammelt hat.

Der Dichter hat offenbar vor allem seine Jugendarbeit selbst unterschätzt. Viele schöne Dichtungen, die anfangs der Zwanzigerjahre in der (Dresdner) Abendzeitung, im (Berliner) Gesellschafter und anderwärts Aufnahme gefunden hatten, hat er, wie später gezeigt wird, gar nicht in seine Sammelbände gestellt und, da Hans Max nur eine Auswahl aus diesen veranstaltete, wurden sie völlig vergessen. Seidl hat zum Unterschiede von seinem Freunde Castelli, der uns in seinen „Memoiren" oft die nichtigsten Erlebnisse auftischt, über sich fast nichts geschrieben; am meisten erfahren wir noch aus seinen Dichtungen, in denen er, wie in manchen seiner subjektiven Lyrik und in einzelnen

Novellen, sein eigenes Ich in den Inhalt einführt. Die Bescheidenheit, die einen Grundzug von Seidls Charakter bildet, hat ihn gehindert, seine Lebensverhältnisse und sein Schaffen für so wichtig zu halten, daß er sie im Zusammenhange registriert hätte, wie er dann auch seine Geistesarbeit wiederholt als eine in der Mittelstraße sich bewegende kennzeichnet und in richtiger Selbsterkenntnis diese als den ihm von Natur und Anlage zugewiesenen Pfad sieht. Bei solcher Lage der Dinge allen Spuren eines damals so fruchtbar schaffenden Schriftstellers,*) wie Seidl ein solcher war, zu folgen, ist eine wahre Entdeckungsarbeit. Und doch ist dieselbe geboten, da so viele Perlen seiner

*) Des Dichters Massenarbeit gab schon Uffo Horn Veranlassung zu folgender boshafter Kritik: „Seidel, Johann Gabriel, geboren 1796. Groß, gutmütige Physiognomie, wirklicher und doch fixfingeriger Lyriker, stereotyp gutmütig, mittelmäßige Prosa, Mitarbeiter aller Journale und Buchbinderalmanache, überschätzt, matt, ohne viel Geist, Professor in Cilly in Untersteyer, privilegierter Patriot. — Werke. Bifolien. — Georginen u. s. w. (matt, verzweifelnde Gemütlichkeit). Lyrische Gedichte (worunter gute). Lieder (viele in Musik gesetzt). Novellen (langweilig). Journalartikel (unbedeutend).“ Wie streng der Beurteiler es mit seiner Aufgabe nimmt, geht schon aus der schlechten Schreibung des Namens und der falschen Angabe des Geburtsjahres hervor. Er schreibt dies zwischen 1836 und 1840, da er einerseits die Bifolien (1836) nennt, anderseits Seidl als Professor in Cilli bezeichnet.

Dichtkunst in alten periodischen Schriften, selbst auch in seinem in der Stadtbibliothek erliegenden Nachlasse*) und im Privatbesitze verborgen und bisher ganz ungedruckt sind.

Ist in einem solchen Wust von Arbeiten, wie natürlich, manches weniger Bedeutende, so sollte dennoch alles Vorhandene gesichtet und eine Gesamtausgabe veranstaltet werden, da sonst, wie dies in der Ausgabe von Hans Max tatsächlich der Fall ist, bezeichnende Stücke übersehen werden.**) Vor allem ist geboten, daß die helle Persönlichkeit des Dichters und sein kindliches, reines Dichten der Jugend Österreichs vermittelt werde; ein leuchtendes Vorbild der

*) Von Frau Wilhelmine Funke, der Tochter Seidls, gespendet; reiches Material. Dr. A. Schlossar in Graz, der begeisterte Verehrer und Schilderer des Dichters, ist im Besitze von fünf autobiographischen Blättern.

**) Im vorliegenden Buche wird nach derselben zitiert, wenn sich in ihr das betreffende Stück findet; diesfalls wird lediglich Band und Seite angegeben. Bei in den „Ges. Schriften" fehlenden Stücken wird auf die letzte alte, von Seidl selbst veranstaltete Ausgabe oder die periodische Druckschrift, in welcher sich die Sache findet, verwiesen. Der fundamentale Mangel in der Ausgabe von Hans Max bei allen sonstigen Vorzügen ist, daß die Auswahl im ganzen sich nur auf die von Seidl in geschlossene Bände niedergelegten Werke erstreckt und nur ganz wenig aus dem reichen Nachlasse und dem in der periodischen Literatur zerstreuten Materiale herangezogen wird.

Edelsinnigkeit, des Patriotismus, der Arbeitsfreudigkeit und Bescheidenheit, ein schon von Jugend auf abgeklärter Charakter, ist er seinen Lebensweg vom Anfang bis zum Ende geschritten; er gab sich auf den ersten Blick jedem, wie er war und schien; der gesinnungsverwandte Dichter des Böhmerwaldes, Adalbert Stifter, drückt dies so treffend in einem Briefe vom 21. Dezember 1849 (derselbe liegt in der Stadtbibliothek) aus: „Ich habe Sie im Umgange ganz so gefunden, wie ich Sie dachte, und in diesen Zeiten einen reinen, klaren Menschen gefunden zu haben, ist schon ein Fund, geschweige daß es wohltätig ist, in einem lieben Dichter auch den lieben Menschen zu sehen . . .“ Diese Wahrhaftigkeit, diese harmonische Übereinstimmung zwischen Seidl dem Dichter und Menschen verleiht seinen Geisteswerken nebst dem künstlerischen Werte auch höchsten moralischen Wert. Hat meine bescheidene Schrift dazu angeregt, daß Seidls Persönlichkeit und literarisches Schaffen nunmehr, 100 Jahre nach seiner Geburt, zum Gegenstande erschöpfender Darstellung gemacht, sein reicher, in der Stadtbibliothek erliegender Nachlaß im einzelnen durchforscht, eine Gesamtausgabe der Werke desselben eine Auslese für die Jugend, deren Lehrer er mit so viel Eifer gewesen ist, veranstaltet werde, dann hat sie eine ihrer wichtigsten Absichten erreicht.

Der knapp zugemessene Raum für die vorliegende Studie bedingte, daß sich dieselbe nur auf die charakteristischen Züge des Lebens und Wirkens Seidl beschränken mußte. Die Biographie des Dichters, aus den schon genannten Werken nach vielen Einzelheiten bekannt, strebte ich, aus dessen eigenen, in seinen lyrischen und erzählenden Werken vorhandenen, gelegentlich mit Vorliebe eingestreuten Mitteilungen zu einem psychologisch gerundeten Bilde zu gestalten und so den Dichter zum Teile aus sich selbst zu erklären. Wie bei Goethe trifft auch bei Seidl zu, daß seine Dichtungen „Bruchstücke der eigenen Konfession“ sind. Wie schlagend ist die Bescheidenheit seiner Persönlichkeit und Poesie beispielsweise durch die wenigen Worte, die er auf der Aussichtswarte des Eisernen Tores bei Baden gelegentlich eines Ausfluges ums Jahr 1846 hinwarf, gekennzeichnet! Ich lasse den Wortlaut des bisher ungedruckten Gedichtes (Manuskript in der Stadtbibliothek) als Type folgen:

Hier überm düstern Talgewimmel
Hier fühl' ich näher mich dem Himmel,
Nichts liegt hier zwischen ihm und mir;
Kann's irgendwo im Erdenleben,
So muß das Herz sich hier erheben,
Dort bin ich klein, — groß bin ich hier!
Steig' nicht zu hoch, wo dir die Erd' entschwindet,
Bleib' nicht zu tief, wo noch ihr Qualm dich drückt;
Wo Hoch und Niedrig maßvoll sich verbindet,
Dort halte Rast und fühle dich entzückt!

Den Wolken nicht zu fern, um Gott zu ahnen,
Zu nahe nicht dem dumpfen Talbereich,
Den Auf- und Ausblick frei nach allen Bahnen,
Verlierst du dich und findest dich zugleich.

Massenhaft gibt es als Quellen seiner Lebensgeschichte Gedichte an und über ihn, da er ja in den Vierziger- und noch anfangs der Fünfzigerjahre mit dem ganzen geistigen Wien und Österreich in Beziehungen stand und Notizen in allen möglichen Blättern und Almanachen erschienen. Selbst der Wiener „Hans Jörgel" hat über ihn lange Jahre ständig — nebenbei bemerkt in lobendster Weise — geschrieben.

Eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit erfülle ich, wenn ich der mannigfachen Förderung gedenke, die meinem Appell an Körperschaften und einzelnen Persönlichkeiten, von denen manche J. G. Seidl noch recht gut kannten, zuteil wurde. Vor allem ist der hochlöbliche Stadtrat von Wien durch die gütige Erlaubnis, in den von Seidls Familie der Stadtbibliothek überantworteten Nachlaß des Dichters Einblick nehmen zu dürfen, ferner durch Einzelmitteilungen Frau Wilhelmine Funke, die Tochter des Dichters, in deren Hause ich noch in den letzten Jahren des ehrwürdigen Dichtergreises zu verkehren das Glück hatte, Prälat Dörfler, Reg.-Rat Glossy, Dr. Schindler, Archivar des Hohen deutschen Ordens, Dr. A. Schlossar in Graz, Direktor Proft in Cilli, Dr. Schlenther und

Dr. Rosenbaum vom k. k. Hofburgtheater, Adjunkt Ferd. Graf vom k. k. Hofoperntheater, Archivar der k. k. Generalintendanz der Hoftheater Albert Weltner, Sekretäre Schulhof vom Josefstädter- und Müller vom Carltheater, Schriftsteller Robert Palten, Ed. Fink, erzherzoglicher Beamter, Bürgermeister Rakusch in Cilli, Herr Dr. Negri, Herr Fritz Rasch, Herr Bergrat Riedel, Herr Franz und Frau Paula Karbeutz ebendaselbst und Dr. Schram in Brünn meinen Bestrebungen hilfreich entgegen gekommen. Manches Neue ergab sich da. Hier nur ein Beispiel!

Seidl war in Cilli, der naturschönen Provinzstadt, während seines elfjährigen Aufenthaltes bei allen gesellschaftlichen Unternehmungen voran. Bei seinen Theaterstücken aus dieser Zeit im Nachlasse der Stadtbibliothek fand ich stets Notizen über den Tag der Aufführung an der Dilettantenbühne dortselbst. Gegentlich meiner Nachforschungen in Cilli selbst während der Drucklegung meines Buches erfuhr ich, daß eine solche von 1815 bis in die Fünfzigerjahre bestanden, und im alten Theater, das an Stelle des neuen, 1884 erbauten bestand, gespielt habe. Der jeweilige Kreishauptmann und Abt der Stadt standen an der Spitze. Noch sind die Laufzettel, in die sich die Mitglieder eintrugen und die Journale der Aufführungen erhalten; sie sind im Besitze des Bergrates Riedel, wo ich selbe einsah und Seidls Daten in seinen Manuskripten aufs

genaueste bestätigt fand (vgl. S. 91). Auch fand ich in dem Konvolut einen gänzlich unbekannten Prolog des Dichters zu einer Sylvesterfeier. Ich erfuhr ferner, daß Kaufmann Karbeutz ein Landhaus auf dem Leiserberg bei Cilli besitze, in dem ein Zimmer mit sämtlichen Theaterzetteln jener für die Lokalgeschichte Cillis so wichtigen Dilettantenbühne tapeziert sei. Bei genauer Durchsicht derselben fand ich ebenfalls Seidls Stücke wieder vor und außerdem ein von ihm nicht erwähntes und auch im Nachlasse nicht vorhandenes: „Das Bild", Festspiel in einem Aufzuge, gegeben den 11. Februar 1832, als am Vorabende des Geburtsfestes Se. Majestät des Kaisers. — Seidl wohnte, wie ich durch verwickelte Erkundigungen feststellte, in Cilli im Wagnerschen Hause (jetzt Bahnhofgasse 1). — Wie rasch das Andenken an Seidl, der hier eine so bedeutende Rolle gespielt hat, verblaßte, erhellt daraus, daß ein rauchgeschwärztes Bild im Konferenzzimmer des Staatsgymnasiums dortselbst als ein Seidlsches von mir durch Vergleichung mit dem Bilde am Schlusse meines Buches (S. 154) erkannt wurde, nachdem man längst auf dessen Provenienz vergessen hatte. (Beide Bilder bisher unbekannt.) Offenbar hat Seidl es bei seinem Abgange von hier gespendet, zumal sein Kollege im Lehramte, zugleich sein inniger Freund, Prof. Dorfmann, ihm ein umfängliches lateinisches Abschiedspoem als Zeichen der Verehrung gewidmet hatte. Dasselbe

(gedruckt) befindet sich in der Wiener Stadtbibliothek (Nachlaß). In Cilli ist, auch im Gymnasium, soweit ich eruieren konnte, kein Exemplar desselben erhalten. Für jede weitere Arbeit über J. G. Seidl, der mit dem gesamten geistigen Wien und Österreich, ja auch zum guten Teile Deutschlands in näheren oder ferneren Beziehungen stand, werden weitere Einzelmitteilungen, insbesondere solcher noch lebender Persönlichkeiten, die mit dem Dichter direkt im Verkehr standen, von hohem Werte sein. Zu ganz besonderer Danksagung bin ich einem hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, sowie den hochlöbl. Stadtgemeinden von Wien und Cilli verpflichtet, welche dem Werke tatkräftigste Unterstützung zuteil werden ließen.

Wien, im Mai 1904.

Dr. Karl Fuchs.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Lebensverhältnisse.

1. Kindheit und Studienzeit.

J. G. Seidl erblickte, wie das Taufbuch der Pfarre St. Augustin aufweist, am 21. Juni 1804 in Wien, im Hause Nr. 1076 als Sohn des Johann Gabriel Seidl, k. k. Hof- und Gerichtsadvokaten und seiner Gemahlin Anna, gebornen Lettner, das Licht der Welt. Das Haus Nr. 1076 befand sich an Stelle des jüngst errichteten Neubaues in der Krugerstraße Nr. 8; längst war die Geburtsstätte des Dichters in Vergessenheit geraten. Seidl ist mithin ein Urwiener; ganz nahe der Bastei, von deren Höhen er in späteren Tagen so gerne Rundschau hielt, in der „Inneren Stadt", dem Weichbilde der Haupt- und Residenzstadt des Reiches, ist seine Wiege gestanden. Er verbrachte eine glückliche Jugend; als einziger zukünftiger Stammhalter der Familie war er der Gegenstand zärtlichster Liebe für seine Mutter, die ihn nicht gerne vom Hause fortließ und so vielleicht schon von Kindesbeinen seinen Hang zur Beschaulichkeit und einem bewegten Innen-

leben legte. Der Vater, ein gebürtiger Karlsbader (vgl. „Dichtungen“ I., S. 163: „An Karlsbad meines Vaters Vaterstadt“), hatte in Wien seine Studien zurückgelegt und war ein beliebter und gesuchter k. k. Hof- und Gerichtsadvokat geworden, der auch zweimal das Ehrenamt eines Prokurators der sächsischen Nation an der Wiener Universität innehatte; sonst aber in Gesellschaft war er als „der lustige Seidl“ bekannt, so daß unser Dichter Seidl seine ernste Eigenart eher als mütterliches, seinen Humor eher als väterliches Erbteil betrachten konnte; im Vergleich zu Goethe die verkehrte Ordnung!

Seine Kindheit fiel mit der Zeit der schweren Bedrängnisse Österreichs durch Napoleon zusammen; eine scharf ausgeprägte Erinnerung aus dem Jahre 1813 blieb ihm für alle Zeiten haften, wie die Erzählung „Das Nordlicht“ in „Laub und Nadeln“ (I., 204) bezeugt. Für die Begeisterung, die er beim Einzuge der aus der siegreichen Schlacht von Leipzig in Wien einziehenden Truppen hegt, findet er in der Erzählung „Das Nordlicht“ als gereifter Mann (23 Jahre später beim Anblick des Nordlichtes am 18. Oktober 1836 von einer Anhöhe bei Cilli) die erhebenden Worte:

„Tief beugte ich mich vor der Majestät des Schöpfers, dessen Wink das blaue Tuch des Himmels in Blut taucht, um seine im Wohlbehagen des Friedens versunkenen Menschen zu erinnern an blutige Tage

der Vorzeit, denen die Palme des Friedens entsprossen ist. . . Ich war noch ein kleiner Knabe, als der Kurier unter dem Donner des Geschützes, dem Peitschenknalle einer Centurie rotberockter Postillone und dem unauslöschlichen Jubel einer unabsehbaren Menschenmasse in Wien einritt und die Kunde von dem blutigen Siege bei Leipzig überbrachte. An manchem sonnigen, an manchem trüben Jahrestage der Schlacht (einer war mir besonders trüb, denn er war der Begräbnistag meines Vaters) stand ich am Glacis vor dem Stubentore und sah durch Kanonen und Parade die Erinnerung an jenen heiligen Augenblick erneuern . . . laut widerhallte es in meinem Inneren:

„Heiß war, ob fröstelnd auch schon Herbstluft wehte,
Vor dreiundzwanzig Jahren dieser Tag;
Drei Herrscher lagen brünstig im Gebete,
Die Freiheit galt's — es galt den letzten Schlag.

Gott gab den Sieg! — des Blut's war viel geflossen,
Gott gab den Sieg! — die blut'ge Saat gedieh,
Die Eisenriegel waren aufgeschlossen,
Und wieder klang der Freiheit Melodie.
— — — — — — — — — —

Seht hin, gen' Norden! Seht Ihr's blutig strahlen?
Ihr nennt es Brand, Ihr nennt es Nordlicht? — Nein!
Die blut'gen Streifen, die den Himmel malen,
Sind eines heil'gen Blutes Widerschein.

Des heil'gen Bluts, verströmt an jenem Tage,
Wo Fürstentreu' und Völkermut im Bund
Ihr Bestes kühn geworfen auf die Wage;
Seht hin, Euch mahnend tut's der Himmel kund.

Und so wie durch des Nordlichts blut'ge Flecken
Die klaren Sterne glüh'n am Himmelsrand,
So lacht aus jener blut'gen Zeit der Schrecken
Der Stern des Friedens segnend auf das Land!"

1813 kam der aufgeweckte Junge an das k. k. akademische Gymnasium,[1]) wo damals die Mehrzahl der Mitglieder des Lehrkörpers dem geistlichen Stande angehörten. Von seinen Lehrern, zu denen Pater Innozenz Lang, Pater Franz X. Schönberger, der Verfasser des umfangreichen, dreibändigen „Lateinischen Lexikons", das heute noch vielfach in Gebrauch ist, Pater Anton Rößler, der später als Direktor des Piaristengymnasiums so verdienstvoll wirkte, gehörten, wurden seine trefflichen Anlagen bald erkannt und insbesondere hatte Rößler seine Freude an der Neigung desselben zu kleinen poetischen Arbeiten, zumal ja in jener Zeit das Versemachen, allerdings in lateinischer und nicht in deutscher Sprache, Gegenstand beständiger Schulübungen war. Eine seltene Fügung des Schicksals, freilich auch das

[1]) Der Matrikelschein de dato 29. November 1813, unterschrieben von F. X. Schönberger, ist im Nachlasse des Dichters (Stadtbibliothek, Karton III) erhalten.

allgemeine geistige Vorwärtsstreben, das damals manchen zur Arbeit entzündete, der sonst die Hände in den Schoß gelegt hätte, brachte es mit sich, daß damals mit Seidl eine ganze Reihe von Leuten auf der Schulbank saßen, denen es beschieden war, in späterer Zeit manchen wichtigen Posten einzunehmen, so der schwärmerische Friedrich Halm, Schulz von Straßnicki, der später als Mathematiker berühmt wurde, Lenau, Halirsch, der in der Folge so fruchtbare Romanschriftsteller Herlossohn, v. Badenfeld, Jakob von Jenny, Adolf Schmidl, der später so begeistert die Schönheiten seiner Heimat beschrieb und ein Bahnbrecher der touristischen Literatur in Österreich ward, und der Komponist Vesque von Püttlingen. Seidl selbst schrieb nachmals aus der Erinnerung an diese gewiß seltene Schülergenossenschaft: „Nicht bald dürften auf dem schmalen Gange, vor den unfreundlichen, fast stallähnlichen Hörsälen des alten Jesuitenklosters so viel Jünglinge, aus denen nachher Männer von weitverbreitetem Rufe geworden sind, umhergewandelt sein, als eben damals" und ebenso bezeichnend benennt er sie als „die Blüte der geistgeweckten Nachkommenschaft jener Generation, welche unter Kaiser Josefs Szepter herangereift war". Seidl war ein fleißiger Student; seine im Archive des Hohen deutschen Ordens erliegenden vier Zeugnisse der vier letzten Gymnasialsemester (1. und 2. Humanitätsklasse damals genannt) aus den Jahren 1818 bis 1819

weisen in allen Lehrgegenständen und in Sitten die erfreuliche Note „primam eminenter“ (sc. classem) aus.*) Die Gegenstände der Humanitätsklassen waren damals: Religion; Erklärung und Stil der Autoren; Griechisch; Geographie und Geschichte; Mathematik. Deutsche Sprache als selbständiger Gegenstand fehlt ganz. Im Jahre 1819 begann er nach Sitte damaliger Zeit seine philosophischen Studien an der Universität in Wien, nach deren Absolvierung er 1822 das Rechtsstudium zum Zwecke des künftigen Berufes betrieb. Aber von Herzen war er nie heimisch in diesem nüchternen Gesichtskreise; schon „in der Philosophie“ hatte er sich mit regem Eifer auf das Studium der alten Sprachen geworfen und gemeinsames Interesse führte ihn bei diesen Bestrebungen mit seinem Kommilitonen, einem der späteren Reorganisatoren des humanistischen Unterrichts in Österreich zusammen, mit dem jungen Franz Exner. S. Frankfurter weiß uns in seiner Monographie „Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz“ (Wien, Alfr. Hölder, 1893) über dieses Freundschaftsbündnis folgendes zu erzählen: „Außerdem studierte er (Exner) aus eigenem Antriebe

*) Ich verdanke die Einsicht in diese Zeugnisse (Duplikate) sowie in die anderen Seidl zugehörigen Aktenstücke, die im Archiv des Hohen deutschen Ritterordens erliegen, dem Entgegenkommen des Archivars Dr. V. Schindler.

... römische und griechische Schriftsteller ... Da sein Streben eine so entschiedene, ernste Richtung genommen hatte, gestattete sein Vater gerne den Umgang mit wohlgearteten Mitschülern, und dabei wurde der Grund zu einem durch gemeinsam ideale Ziele festgehaltenen Freundschaftsbund gelegt. Unter diesen Jünglingen befand sich Joh. Gabriel Seidl, der Archäolog und Dichter der österreichischen Volkshymne. Er und Exner beschäftigten sich eifrig mit Übersetzungen aus alten und neuen Sprachen und beurteilten sie wechselseitig — eine Übung, welcher beide eine Beherrschung ihrer Muttersprache verdankten, wie sie im damaligen Österreich selten war" (S. 46). Hatte ja doch schon Herder den „Fleiß in den gelehrten Sprachen" als ein Mittel zur Verbesserung der Muttersprache empfohlen. In der studierenden Jugend Wiens wird damals ein edler Wetteifer, ein fast fieberhaftes Streben rege, dem Hochschwunge der Dichtkunst, der im deutschen Reiche durch die beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller herbeigeführt worden war, nahezukommen. Man fand denn auch bereits ein hohes Maß geistigen Schaffens in der Kaiserstadt, in der sich die Schwingen geistigen Schaffens schon längst in Bewegung gesetzt hatten, vor. Raupach befand sich hier, Raimund spielte damals schon am Josefstädter Theater, die Romantik hatte ihre Wellenschläge mächtig nach Österreich geworfen und es hat sich hier eine ganz spezifische Mi-

schung des noch mit der gelehrten Barocke zusammenhängenden Altösterreichertums mit den Ideen der Romantiker gebildet, die in der Nagl-Zeidlerschen Literaturgeschichte so trefflich als Romantik „mit dem bodenständigen Erdgeruche" bezeichnet wird.*) Grillparzers „Ahnfrau" war mit zündendem Erfolge 31. Jänner 1817 im Theater an der Wien aufgeführt worden, 21. April 1818 wurde seine „Sappho" im Burgtheater gespielt, worüber Schreyvogel verzeichnen konnte: „Die ganze Stadt ist durch die Sappho in Bewegung versetzt"; ja die „Sappho" gelangte sogar in Berlin schon 13. Juli 1818 zur Darstellung mit gleichem Erfolge, der greise Goethe begeisterte sich für das Stück und bald wurde es ins Französische, Englische und Italienische übersetzt. Sophie Schröder, Max Korn, Heurteur und andere Größen der Schauspielkunst wirkten am k. k. Hofburgtheater. Wie viele Wurzeln späterer Entwicklung reichen in diese franziszeische Zeit zurück, deren Ideenkreis und Ringen nach Betätigung trotz der Fesseln der Zensur so klar und naturkräftig sich äußerte! Die Jugend der Wiener Hochschule konnte von diesen tiefgreifenden Bewegungen nicht unberührt bleiben; man wollte den Lauf nach dem Ziele mitmachen, man wollte zum Schrifttume auch das Seinige beitragen; waren diese Absichten und die Art ihrer Instandsetzung

*) Nagl-Zeidler, deutsch-österr. Literaturgeschichte, II., S. 35.

auch linkisch, so fordern sie doch unsere Anerkennung heraus. Daher begründete eine Gruppe von Studenten eine Zeitschrift, in der die Beiträge der einzelnen Mitglieder dem großen Publikum vorgelegt werden sollten. Seidl schildert in Erinnerung hieran zwanzig Jahre später, da er den literarischen Nachlaß seines Freundes Ludwig Halirsch nach dessen frühem Tode herausgab, seine eigenen Bestrebungen und die der ganzen schriftstellerischen Rekruten um ihn, in folgender freimütiger Weise*): „Im Jahre 1819 nämlich war es, wo sich auf Halirsch' und mehrerer anderer gleichgesinnter Freunde Anregung eine Gesellschaft von Jünglingen, welche alle Studierende an der Wiener Universität waren, zusammenfand, um dem lebhaften Triebe, die Versuche ihrer Feder einem öffentlichen Urteile zu unterziehen, möglichste Befriedigung zu gewähren. Das Resultat dieser Bestrebung war eine in zwanglosen Bändchen erschienene Zeitschrift unter dem Titel „Die Cicade" (Wien, bei Hirschfeld, 1819 und 1820), welche unter manchem Probstück eines erfreulichen Talentes, wie es beim ersten Anlaufe junger Menschen wohl nicht anders sein kann, viel Unreifes, Mangelhaftes, ja sogar manches Abgeschmackte enthielt, was sich wider den Willen der Hauptleiter des Ganzen einzudrängen gewußt hatte.

---

*) J. G. Seidl, Ludwig Halirsch' literarischer Nachlaß. Wien, Carl Gerold, 1840, S. 7 ff.

Daher wurde das neue Journal-Kindlein viel bespöttelt, belacht und — gekauft. Bald fand sich eine Opposition dagegen, welche bei ihren poetischen Bestrebungen es sich zum Hauptgrundsatze machte, das Horaz'sche: „Nonum prematur in annum" zu beobachten — und zu dieser Opposition gehörte ich, wiewohl mehr durch andere mitgezogen als aus eigenem Antriebe und so war denn die erste Berührung, in die ich mit Ludwig Halirsch geriet, — eine Reibung. Allein der Wunsch, mich gedruckt zu sehen, wuchs mit jedem Tage; schon der zweite Band der Cicade*) erhielt ein pseudonymes Gedicht von mir und nur die Furcht, vor meinen Freunden als wortbrüchig zu erscheinen, hielt mich vor einem öffentlichen Auftreten unter meinem eigenen Namen noch zwei Jahre zurück.**) Lächerliche Kämpfe fürwahr! — und doch mit welcher Wichtigkeit wurden sie damals geführt! — Doch was guter Same ist, geht auf trotz allen Unkrautes nebenher.

Schon in der Cicade finden wir Namen, welche seither im Vaterlande mit Achtung genannt worden

---

*) Es erschienen nur zwei Bände, dann gab die Gesellschaft als Fortsetzung die Vierteljahrschrift „Eichenblätter" heraus.

**) Um so gründlicher hat Seidl von da an diese Scheu abgelegt, wie seine massenhaften Beiträge in den verschiedensten Zeitschriften und Taschenbüchern erweisen (vgl. S. 13 und 62).

sind, wie z. B. Franz von Herrmansthal, Eduard von Bauernfeld, Eduard von Badenfeld (Ed. Silesius), Eugen Wessely, der frühverstorbene Bearbeiter serbischer Hochzeitslieder, und andere . . ." Das anonym im zweiten Band der Cicade (1820) unter dem Pseudonym Emil Ledie erschienene erste Gedicht Seidls ist eine Ode „An die Sonne". (S. S. 59.) Kurze Zeit später finden wir Seidls Namen bereits in Gubitz' (Berliner) „Gesellschafter" und in Theod. Hells (Dresdner) „Abendzeitung". Er versuchte sein Glück zuerst bei ausländischen Zeitschriften und fand Ermunterung und Anerkennung. Nach Ablauf des philosophischen Trienniums*) ergriff er nach des Vaters Wunsche die Rechtsstudien, um sich für einen juridischen Beruf vorzubereiten. Die Nüchternheit dieser Richtung sagte jedoch dem jungen Poeten nicht zu und er verwendete einen großen Teil seiner Zeit für selbständige literarische Arbeit und die Mehrung und Ausbildung seiner Kenntnisse im Sprachschatze alter und moderner Kulturvölker. Die freie Zeit

---

*) Im Archiv des Hohen deutschen Ordens erliegt das Duplikat eines Zeugnisses, daß Seidl im Schuljahre 1821 an der Wiener Universität die Vorlesungen über Ästhetik sehr fleißig in beiden Semestern besucht hat und bei der öffentlichen Semestralprüfung „primam eminenter" erhalten hat. Er war also auch ein fleißiger „Philosoph".

benutzte er zu Ausflügen in die herrliche Umgebung Wiens; die schöne Gottesnatur gab ihm reichen Stoff zum Liede und zu poetischer Erzählung*); er, der noch keine Bitternisse des Lebens kennen gelernt hat, jubelt auf über all das Schöne und Gute, das er in der Welt vorfindet. Im Mai 1823 singt er das für sein sonnenhelles Gemüt so bezeichnende „Mein Frühlingslied" (I., 167):

„Mein Herz ist froh, mein Aug' ist licht
Und wen'ge sind mir gleich;
Drum ruf' ich's laut, und rief ich's nicht,
Mein Aug' verriet es euch.

Und daß ich sing' von meiner Lust,
Das hat der Lenz getan:
Da wird sich seiner recht bewußt,
Was blüh'n und singen kann.

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar
In stillem Haus daheim,
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim.

Noch seh' ich heiter hin und her
All meine Lieben geh'n,
Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
Brauch keinem nachzusehen!

*) Über die Verwendung von Wiener Örtlichkeiten und der Landschaften der Umgebung Wiens in seinen Novellen, Novelletten und Erzählungen vgl. S. 110 ff.

Ich hab', was mancher nicht erstritt,
Manch Herz, das meiner denkt,
Nicht Freunde nach dem Modeschnitt,
Nein, — wie sie Gott nur schenkt.

Ich weiß, man heißt die Freundschaft jetzt
Ein Märchen, schön, doch leer:
Ich habe viel auf sie gesetzt,
Und halte sie für mehr . . ."

Seidl war damals ein durch und durch zufriedener, glücklicher Mensch; sinnige Naturbetrachtung hob ihn über die gewöhnlichen Höhen des Lebens, das ihm übrigens seine Gaben mit vollen Händen spendete, hinaus. Materielle Sorgen kannte er nicht; die Erstlinge seiner Dichtungen fanden in diesem Zeitalter der Zeitschriften und Almanache im In- und Auslande jeweilig ihre Plätzchen*) und er gewann Anregung

*) Über die ältesten Beiträge dieser Art vgl. S. 61 ff. — Die Zeitschriften, Tageblätter und Almanache, welche er im Laufe seines Schaffens mehrfach mit seinen Arbeiten versah, sind insbesondere: Gubitz' (Berliner) „Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz"; Th. Hells (Dresdner) „Abendzeitung"; (Dresdner) „Merkur"; „Aurora" (von ihm selbst 1828 bis 1831 und 1833 bis 1845 redigiert); „Veilchen"; „Freund des schönen Geschlechts"; „Iduna"; „Gedenke mein"; „Iris-Album"; „Der Sammler"; „Theaterzeitung"; „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen"; J. Schickhs „Fortuna"; Hormayrs „Archiv 2c."; „Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode"; „Immergrün"; „Philomele"

und damit frohe Hoffnung, die Sendung als ein Berufener im Reiche der Musen zu erfüllen. Der Zufall war ihm günstig, denn gerade damals wendeten gar manche berühmte Männer und Frauen aus dem Deutschen Reiche ihre Schritte nach Wien, wie wenn sie neugierig das, was sich da in der Stadt der Phäaken regte und reckte und dehnte, hätten aus der Nähe sehen wollen. Karl Maria v. Weber, im buchstäblichsten Sinne ein Mann der Welt, der Paris und London ebenso entzückt hatte wie seine deutsche Heimat und Österreich, zu dem Seidl wie zu einem Stammeskönige der Geister aufblickte, kam im Herbste 1823 nach Wien; seine „Euryanthe“ wurde damals unter ungeheuerem Beifalle in dem „k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnertor“ gegeben und Seidl pries ihn in der schwungvollen Apostrophe „An Karl Maria von Weber“

(Brünn); „Österreichischer Musenalmanach“; „Thalia“; „Libussa“ (Prag); Frankls „Sonntagsblätter“; Joh. Nep. Vogls „Österr. Sonntagsblatt“; Märzroths „Jahrbuch für Humor und Satire“; „Augsburger Allgemeine Zeitung“; „Rheinische Morgenzeitung“; „Der Aufmerksame“ (Beilage zur Grätzer Zeitung); „Steiermärkische Zeitschrift“; Dr. Ad. Schmidls „Österr. Blätter für Literatur und Kunst“; „Ostdeutsche Post“; (Mannheimer) „Charis“; „Hermes“; „Leipziger Unterhaltungsblatt“; „Der Humorist“; „Gesellschafter für alle Stände, oder der Erzähler des Scherzes und Ernstes . .“; „Der Wanderer“ u. s. w. Über seine Arbeiten in den Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaft vgl. S. 147.

(Theaterzeitung, 1823, Nr. 131) und in einem „Festgesang, dem Tondichter der Euryanthe, in einem frohen Kreise gesungen“ („Dichtungen“, 1826, I, S. 160). In der reizenden Skizze „Karl Maria Webers Muß-Spruch, eine Reliquie von ihm und zu seiner Charakteristik mitgeteilt vom Herausgeber“ („Aurora“, 1828, S. 145 ff.), schildert Seidl einen Ausflug, den er mit Weber, dem preußischen Schlesier Holtei und dessen Frau Louise, einer Wienerin von Geblüt und Gesinnung, einer Priesterin der Bühnenkunst, machte. Der Herausgeber der Aurora im Jahre 1828 ist eben schon Seidl selbst, der mit den begeisterten Worten beginnt: „Zu den angenehmsten und genußreichsten Tagen meines Lebens zähle ich die Herbstmonate des Jahres 1823, die mir in einer Gesellschaft zuzubringen gegönnt war, wie sie der Zufall nicht leicht wieder zusammenführen dürfte. Unser unvergeßlicher Weber*), Karl von Holtei mit seiner so früh verklärten Louise, der berühmte Schauspieler P. A. Wolf mit seinem Freunde, dem Maler und Dichter W. Hensel, der Sänger Devrient und die hier noch anwesende Erzählerin Frau von Chézy befand sich fast um dieselbe Zeit, wo nicht in den Mauern desselben Hauses, doch in derselben Stadt und unterhielten, wie man sich leicht denken kann, einen Verkehr, der den Reiz dieses Zusammentreffens nur er-

*) Er war inzwischen 5. Juni 1826 in London gestorben.

höhen konnte." Holteis Wohnung, erzählt er weiter, war „fast zur seinigen" geworden. Die kleine Gesellschaft nun machte eine Wagenfahrt nach Pötzleinsdorf und bestieg dort einen Aussichtsberg, auf dem Weber in einigen passenden Versen Goethes seiner gedrückten Stimmung Ausdruck gab. Da nun später Seidl von Weber diesen Spruch als Autogramm erbat, schrieb dieser, derselbe sei nur damals ein „Muß-Spruch" gewesen, kein Wahlspruch; dieser sei: „Beharrlichkeit führt zum Ziele."

Den Dichter traf noch in demselben Jahre ein schwerer Schicksalsschlag, der zwar sein gleichmütiges, auf breiter Grundlage eines unzerstörbaren Optimismus ruhendes Naturell auf die Dauer nicht verändern konnte, aber für seine materielle Lage und damit auch seine Lebensführung und deshalb auch seine geistige Entwicklung von den nachhaltigsten Folgen begleitet sein mußte. 16. Oktober 1823 starb sein Vater, ohne ein Vermögen zu hinterlassen; er wurde auf dem St. Marxer Friedhofe bestattet (vgl. „Episoden", S. 120); es fiel nun dem Dichter die Obsorge für seine Mutter und deren Schwester zu, eine Pflicht, die er bis an das Lebensende derselben mit rührender Pietät erfüllte. Ein reicher Mann scheint Seidls Vater nie gewesen zu sein, denn der Dichter bezog als Universitätsstudent ein Goldberg'sches Stipendium. Nichtsdestoweniger war man überrascht, nach des Vaters Tode so gut wie

nichts vorzufinden. Er mußte nun trachten, durch Privatunterricht*) und auch dadurch, daß er literarische Taglöhnerarbeit verrichtete, das zum Leben Nötige zu beschaffen; da gab es manch kummervollen Tag. Er klagt in „Du Glücklicher“ (Brosamlin, S. 11 ff.): „Der Tod meines Vaters, dem Ehrlichkeit, vielleicht auch Unglücksfälle, die seiner Familie ein Rätsel blieben, ein Testament erspart hatten, machte mich wie mit einem Zauberschlage aus einem sorgenlosen, nur auf seine Lieblingsstudien bedachten Jünglinge zum Hausvater der Seinigen.

*) Da Gesuchen um Lehrstellen an öffentlichen Schulen damals auch Zeugnisse Privater beigelegt wurden, so hat das Archiv des Deutschen Ordens auch solche, so des Georg Ritter von Sina de dato 28. Februar 1827, des Gabriel Jenny, Feinbaumwollwaren-Fabrikanten, der bezeugt, daß J. G. S., „rühmlichst bekannt durch seine literarischen Leistungen, in seinem Hause während mehreren Jahren Unterricht in höheren Wissenschaften und vorzugsweise im deutschen Geschäftsstil erteilte, welchem Fache er sich immer mit Auszeichnung gewidmet hat“. Anton Rößler, öffentl. Prof. der Humanitätsklassen am k. k. akad. Gymnasium in Wien, bezeugt de dato 1. März 1827, daß J. G. S. durch mehr als 7 Jahre den Unterricht von Schülern der Humanitätsklassen der Anstalt mit entschiedener Zweckmäßigkeit geleitet hat; ferner, „daß er bereits bei zwei für Erlangung einer Humanitätslehrstelle abgehaltenen Konkursen in einem besonnenen und angenehmen Vortrage die gründlichste Sachkenntnis und den reinsten Geschmack zu erkennen gab“. Die Privatzeugnisse datieren alle aus der Zeit, da Seidl in Kompetenz um eine Lehrstelle getreten war.

Anfangs stimmte mich die Neuheit dieses edlen Berufes, das stolze Bewußtsein, alles, was ich mit den Meinigen genösse, meiner Tätigkeit allein zu verdanken, und der lohnende Erfolg, der meine ersten Bemühungen krönte, zufrieden und glücklich. Das dauerte nicht lange. Ich sah bald, wie unsicher die Quellen meines Erwerbes wären, wie wenig das Schicksal meiner Angehörigen bei einem jungen Menschen assekuriert sei, von dessen persönlichem Wohlsein der Unterhalt für den morgigen Tag abhinge; Hoffnungen schlugen fehl; Aussichten wurden mir verbaut; für doppelte Aussaat ward mir kaum einfache Ernte . . ." Doch trübe Stimmungen hielten bei dem jungen, in seinem Kreise tatkräftigen, vor allem arbeitslustigen und arbeitsamen Musensohne nicht an. In „Apologie. Meinem Vater! am 16. Oktober 1823" (Ges. Schriften, I., 169; Dichtungen, I., S. 176)*) verteidigt er sich gegen den Vorwurf des Mangels kindlicher Liebe, weil er seine Trauer nicht öffentlich zur Schau trage und sogar das Schauspielhaus besuche. Wie sehr er seinen Vater geliebt hatte,

*) Seidl hat absichtlich dieses Gedicht unmittelbar hinter „Mein Frühlingslied" in seiner ersten Ausgabe der „Dichtungen" gesetzt, um den Kontrast zwischen beiden Situationen recht nachdrücklich zur Anschauung zu bringen. — Ein inniges Gedicht „Meinem Vater zum Neuen Jahr 1818" besitzt Frau Funke (Handschrift). Es dürfte das erste erhaltene Gedicht Seidls sein, der damals $13^1/_2$ Jahre zählte.

geht aus dem 1824 abgefaßten Gedichte „In meines Vaters Sterbstunde“ (I., 62) hervor, aber er war nun einmal für alle Zeiten vom Grunde des Herzens äußerem Scheine abhold. Schon damals erwies er sich als eine seltene Arbeitskraft. Neben dem „Stundengeben“ schmiedete er Gelegenheitsgedichte und kleinere Bühnenwerke, von denen als erstes bei Gelegenheit der Eröffnung des Theaters in Pest zur Darstellung gelangte: „Huldigung der Künste im Tempel der Pannonia“; solche Machwerke arbeitete er wohl auch mit Freunden, so Halirsch, handwerksmäßig aus, wie „Der kurze Mantel“, Singspiel in drei Akten, Musik von Riotte, Blumenthal und Seyfried, das im Theater a. d. Wien 6. November 1824 in Szene ging. Seidl selbst erzählt uns in der Vorrede zu Halirsch' literarischem Nachlasse (S. 13 ff.): „Ich plaudere ein bisher nicht bekannt gewordenes Geheimnis aus, wenn ich sage, daß Halirsch und ich schon damals so arbeiteten, wie Uffo Horn und W. A. Gerle in der neuesten Zeit. Das zweiaktige Lustspiel „Schwärmer, Sansfaçon und Gleichgiltiger“, welches in Kotzebues von Mehrern fortgesetztem dramatischem Almanach für 1825 (Leipzig bei Kummer) abgedruckt steht, ist eine von uns gemeinsam gearbeitete Dramatisierung meiner im Dresdner Merkur erschienenen Erzählung „Szenen aus den Flitterwochen“. Außerdem schrieben wir noch gemeinschaftlich ein anderes zweiaktiges Lustspiel: „Das Por-

trät", welches meines Wissens nicht zur Öffentlichkeit kam, und ein dramatisches Märchen in zwei Aufzügen und Versen . . ." Daß bei diesen Arbeiten der Gelderwerb die Hauptsache war, bekennt der Dichter selbst in der launigen Erzählung „Geschichte eines ersten dramatischen Versuches" („Humorist", 1838). Was er da alles in Masse während dieser Zeit fertig brachte, ist rein erstaunlich (vgl. S. 27), wenn man bedenkt, daß er obendrein in einer Menge von Zeitschriften und Almanachen mitarbeitete und dort vielfach echte und jugendfrische Dichtungen darbot; das ergreifende Gedicht „Freundesrache" („Aurora", 1825; damals noch bei „Joseph Riedls sel." Witwe, Schottenhof Nr. 136 von Franz Gräffer herausgegeben) erweist in Inhalt und Form einen bedeutenden Grad der Reife und sollte in einer Gesamtausgabe nicht vergessen werden. Und die 1826 bei J. P. Sollinger in Wien erschienenen „Dichtungen" (I., II.) sowie der Inhalt des III. Bandes derselben (Erzählungen 2c., ebendaselbst, 1828) sind ja auch alle in der Zeit seines bewegten Studentenlebens entstanden; zudem absolvierte er seine Lehramtsstudien, auf die er sich seit 1826, da er allgemach dem Studium der Rechte untreu geworden war, mit Lust und Liebe geworfen hatte, mit ausgezeichnetem Erfolge. Dennoch fand er noch immer Zeit für traute Geselligkeit, ohne die ihm das Leben als wertlos galt, für den Besuch von Gasthäusern, Theatern und Bällen, und auch das hatte sich erfüllt,

was er in „Mein Frühlingslied" (I., 167) vorausgesehen hatte: „Hat man fürs Lieben nur ein Herz — das Mädchen bleibt nicht aus." 1823 hatte er sein „Reschen" kennen gelernt, die Tochter eines wackeren Wiener Bürgers namens Schlesinger, die ihm „Lied des Herzens, Herz des Liedes" werden sollte und nach seiner eigenen Angabe der Antrieb wurde, daß er die ersten „Flinserln" schlug.*)

Im Dezember 1826 hatte er die Redaktion der „Aurora" übernommen und sich vorgesetzt, den „Almanach durch die Unterstützung literarischer Freunde auf einen würdigen Standpunkt zu erheben", was ihm auch gelang; noch in demselben Monate 1826 schrieb er an den ihm nachmals so eng befreundeten steierischen Dichter Carl Gottfr. R. v. Leitner um Beiträge.**) Nehmen wir beispielsweise die „Aurora" von

*) „Diese Sammlung heimatlicher Klänge verdankt ihr Entstehen einigen kleinen, anspruchslosen Improvisationen aus meinem Liebesleben (1825), zu welchem ich durch unsere lieblichen, nationalen Vierzeilen, worin ich von jeher den Volkscharakter am wahrsten abgespiegelt fand, und mit deren Inhalt ich in meiner damaligen Gemütsstimmung ganz besonders sympathisierte, zunächst mich angeregt fühlte" . . . (Vorrede zu „Gedichte in niederösterreichischer Mundart", Wien 1844, Ges. Schr., III., 1). Im Jahre 1828 erschien bei P. K. Sollinger in Wien das erste Heft der „Flinserln".

**) Seidl mußte sich rasch der Beiträge seines Bekanntschaftskreises versichern, da ja die Zensur allein damals eine Veröffentlichung um ungefähr neun Monate verzögerte.

1828 zur Hand! Sie enthält je einen Aufzug aus Grillparzers „Ahnfrau“ und „Sappho“ mit je einer Illustration, wobei der Herausgeber ankündigt, daß er diese Neuigkeit des Almanachs, die Mitteilung von Musterstücken dramatischen Inhaltes mit Bildern in den weiteren Jahrgängen beibehalten werde. Wir begegnen den besten Namen, die das Taschenbuch mit Beiträgen versorgten: Castelli, Ebert, Holtei, Niembsch (Lenau), Bauernfeld, M. Enk, Told u. a. Seidl selbst schrieb eine artige Novelle „Therese“, deren Handlung auf der Insel Man spielt, hinein und das schwungvolle Gedicht: „Meinem Reschen“, in dem er singt: „Du bist die goldne Zauberkette, — die sich durch all mein Denken webt.“ Sein Herz war fortan zwischen seinen Familienangehörigen und seiner Braut geteilt. Gerade in dem Jahre, in dem er seine Geliebte, das „schwarzaugáti Derndál mi'm nußbrauna Har'“, zum Altare führte (1829), widmete er seiner Mutter den 6. Jahrgang der „Aurora“, in dem er in „Ännchen von Tharau“ (III., 18) dem unvergänglichen Wert echter Dichterliebe ein so schönes Denkmal setzte. Seidl war bei all seiner intensiven Arbeit damals ein Freund geselligen Lebens; als Mitglied der feuchtfröhlichen Schriftstellergenossenschaft „Ludlam“ (vgl. Castelli, Memoiren, I., S. 203) und als Sucher nach tüchtigen Mitarbeitern für seine „Aurora“ kam er mit dem gesamten geistigen Wien jener Tage in mehr oder minder enge Fühlung,

ja er stand schon damals auch mit Prag,*) Graz,**) Dresden und Berlin***) in reger Verbindung.

Er war gerne im „silbernen Kaffeehause" in der Plankengasse und auch an anderen Vereinigungspunkten der Schriftsteller- und Künstlerwelt. Die enge Freundschaft mit J. F. Castelli, der seiner in gewissem Sinne frivolen Eigenart nach von ihm grundverschieden war, geht in diese frühe Zeit zurück. Castelli betitelt einen Brief an Seidl vom 20. Mai 1844 mit „Lieber Bruder!", gibt ihm homöopathische Ratschläge für seine Gicht und lädt ihn zu sich aufs Land; im Alter von 81 Jahren (6. März 1861) setzt er ihn zum Erben seiner Hängeuhr und anderer Andenken ein. (Beide Schriftstücke erliegen in der Stadtbibliothek;

---

*) Der „vielsprechende W. Marsano" brachte Seidl und Halirsch in Verkehr mit den Prager Dichtern, so mit E. Ebert, W. A. Gerle, S. W. Schießler, J. Wenzig, R. Glaser, Draexler-Manfred (Halirsch', Literar. Nachlaß, 12).

**) Vgl. S. 30 und Schlossar, Seidl und Leitner, S. 7. — Seidl nennt Leitner, dem er zumeist seine Beziehungen zur Grazer Schriftstellerwelt verdankt, „Steiermarks Hölty". Die sentimental-romantische Schärmerei Höltys, von der Seidl in seiner Jugend tief berührt war, hat damals auf viele Schriftsteller in Österreich nachgewirkt, während in Deutschland das Andenken an den schwermütigen Sänger verblaßt war. Speziell der österreichischen Romantik sagte die Rührseligkeit Höltys besonders zu.

***) Vgl. S. 62. Gubitz, der Herausgeber des (Berliner) „Gesellschafter", war einer der ersten Berater des jungen Dichters.

Nachlaß, Karton II.) Auch eine Reihe anderer Briefe, so von Stelzhamer, Adalb. Stifter, Kaltenbrunner, J. N. Vogl, die sich im Nachlasse befinden, geben den klaren Beweis, daß Seidl allgemach infolge seiner Arbeitskraft und seines geselligen Talentes ein Brennpunkt der Geistesarbeit Österreichs gewesen ist, besonders damals, als er die „Aurora" redigierte. Schubert, dem er einen so rührenden poetischen Nekrolog sang („Meinem Freunde Schubert am Vortage seines Begräbnisses, 20. November 1828"; das Manuskript besitzt Frau Schlink in Wien) und Lenau, dessen geistiger Umnachtung er so ergreifende Worte widmet („Im Irrenhaus am Fenster . ." im Nachlasse, Karton III), gehörten zu den vertrautesten Freunden seiner Jugend. In „Brosamlin" (1836, S. 3 ff.) erzählt der Dichter mit Bezug auf jene Zeit: „Wenn es mir manchen Tag über recht sauer geworden war und ich, geistig und körperlich abgespannt, in der Tat schon glaubte, daß mir das bald zum Gestern reif gewordene Heute nichts mehr gewähren könne, so schlich ich dann, gesenkten Hauptes, dem abgelegenen Gasthofe zu, dessen innerster Winkel mir und einigen meiner Freunde zum Sammelplätzchen diente. In eine Ecke gedrückt, ein matt brennendes Kerzenlicht vor mir, saß ich oft manch' Viertelstündchen, wohl auch manche Stunde lang . . . Wenn dann aber plötzlich ein „Grüß Gott, lieber Gabriel!" aus meinen Gedanken oder vielmehr Versuchen, ob ich

noch denken könne, mich aufschreckte, wenn eine Freundeshand druckverlangend nach der meinigen griff und sie mir warm wie immer schüttelte, da entwölkte sich allgemach meine Stirne; rascher klopften meine Pulse und Abgespanntheit und Verdrießlichkeit vergessend, griff ich das beiseite gelegte Webschiff des leidigen Heute mit freudiger Hoffnung wieder auf. Manchmal geschah es denn aber doch, daß ich vergeblich eines Freundes harrte; Theater, Konzerte, Bälle, Soirees u. s. w. entzogen mir bald den einen, bald den anderen, oft alle zugleich — und wenn der Zufall nicht an den Nebentisch einen fremden Gast führte, so blieb ich allein in meine Ecke gedrückt und mußte mich also mit der Gesellschaft eines Menschen begnügen, der ebenso einsilbig ist als sein Name — nämlich mit mir selbst."

Während der Studienzeit dürfte von allen Freunden wohl Halirsch seinem Herzen am nächsten gestanden sein. Sie arbeiteten sogar unter dem Pseudonym „Meta communis" gemeinsame Beiträge für die „Aurora", das „Veilchen" und allerwärts. Die beiden und Saphir bildeten einige Jahre den Mittelpunkt der Kritik in der „Theaterzeitung"; Halirsch blieb weiterhin Kritiker, Seidl sagte dieser Beschäftigung bald Lebewohl. Damals schrieb er auch manches unter dem Namen „Siegl". Es war eben auch für ihn nach seinem eigenen Geständnisse eine „Zeit des Vielschreibens und Vielredens, eine gefährliche Krisis" (Halirsch' Nachlaß,

S. 10), die er glücklich überstand; mit „Lächeln, mitunter vielleicht gar mit Erröten" las er in späteren Jahren manche seiner Rezensionen in der Theaterzeitung. Daß er in diesem zerstreuenden Wust von Brotarbeit dennoch die gerade Linie richtiger Erkenntnis nicht verlor, geht aus dem Scharfblick hervor, mit dem er in so früher Zeit den Wert der berufenen geistigen Führer Österreichs erkannte, indem er gerade sie für die Mitarbeiterschaft an seiner „Aurora" gewann. Der Dichter erzählt selbst (vgl. J. Zeidler, Nik. Lenau, in „Die Kultur" 1903, S. 208), wie er bei einem Spaziergange auf eine Anhöhe nächst Dornbach die tiefe Eigenart des damals 25jährigen, noch wenig bekannten Nik. Lenau erfaßt hat; schon 1828 finden sich dessen „Jugendträume" in der „Aurora" (gezeichnet mit dem Pseudonym „N. Niembsch"), die ihn damals bei der ersten flüchtigen Lektüre während jenes Maienspazierganges so sehr ergriffen hatten. Die Freundschaft mit dem Sänger der Schwermut hatte denn auch ihre Wirkung auf Seidl, der seine „Lieder der Nacht" (zuerst veröffentlicht in „Dichtungen", II., Wien, P. K. Sollinger, 1826) damals schon herausgegeben hatte, bereits vorher geltend gemacht und wirkte auf ihn auch später noch sichtlich nach, wie die vermehrte, zweite Auflage (ebendaselbst 1851) erweist. Nahe trat er als dem „teilnehmenden Vertrauten seiner Liebe" Anton Alex. Grafen von Auersperg, der später als Anastasius Grün dichtete

(vgl. S. 32). Grillparzer, dem um 13 Jahre älteren, damals schon Gefeierten, stand er mit dem Gefühle der Scheu und Verehrung gegenüber; er galt ihm als „unseres Vaterlandes erster Sänger“ („Brosamlin“, S. 15). Seidl selbst fand in all dem Wust von Arbeit und Geselligkeit Muße genug, umfänglichere Werke zu schaffen, so „Irene und Vindobona“ (Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers, Wien, 1825; scheint ungedruckt geblieben zu sein), den Text zur Oper „Der Maurer und der Schlosser“ (1826), die Gelegenheitsgedichte „Beim Anblick auf die Gedenkmünze auf die Wiederherstellung unseres Landesvaters im März 1826“, „Nachruf an die Kaiserin Leopoldine von Brasilien“ (1827) und „Zur Feier der Ankunft des Kaisers in Baden am 30. Juni 1827“, „Wiens Umgebungen“ (Wien, 1826) als Resultat seiner frohen Wanderschaft in dem landschaftlich so reizvollen Umkreise der Kaiserstadt, „Schillers Manen!“ (I., S. 1 ff.), die Gesamtausgabe seiner „Dichtungen“ (Wien, P. K. Sollinger, 1826 bis 1828) und das erste und zweite Heft der „Flinserln“ (Wien, P. K. Sollinger, 1828). Mit Achtung wird er bereits, was für einen jungen österreichischen Dichter von damals gewiß als hohe Ehre gelten mußte, in Ersch „Das gelehrte Deutschland“ (1825) genannt. Nebstdem oblag Seidl fleißig seinen Studien, denn nun galt es, sich eine Lebensstellung zu schaffen und

damit die Möglichkeit, Theresen die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. 1825 ist er noch Jurist. Ein im Archive des Hohen deutschen Ordens erliegendes Zeugnis (Duplikat de dato 28. Februar 1827) bescheinigt, daß J. G. Seidl die Vorlesungen über das gerichtliche Verfahren und den Geschäftsstil im Jahre 1825 sehr fleißig besucht, bei der am Ende des Schuljahres 1825/6 vorgenommenen öffentlichen Prüfung die erste Klasse erhalten habe und sein sittliches Betragen „den akademischen Gesetzen vollkommen gemäß“ gewesen sei. Eifrigst widmet er sich nun dem Studium philologischer Fächer und dem Unterrichte, um eine Professur zu erlangen, was ihm längere Zeit nicht gelingt. 28. Februar 1827 erhielt er vom Schottengymnasium das Zeugnis, in welchem die Befähigung für das Lehramt in Grammatik und den Humanitätsklassen bestätigt wird. Das Duplikat erliegt im Archiv des Deutschen Ordens; ebenda erliegen auch zwei Stellengesuche Seidls, das eine an die Direktion der k. k. Ingenieur-Akademie um die durch das Ableben des Professor Sturm erledigte Lehrkanzel de dato 8. März 1827, in dem er sich „absolvierter Jurist“ benennt, das zweite an die k. k. Studien-Hofkommission, schon de dato 29. März 1826, in dem er als „Hörer der Rechte im vierten Jahrgange“ um die Verleihung einer Humanitätslehrstelle an einem Gymnasium der mährisch-schlesischen Provinz bittet. Er weist darin hin auf seine „besondere

Vorliebe für das Studium der römischen Literatur sowie der griechischen und romanischen Philologie und Ästhetik und seine Kenntnisse in den einem Humanitätslehrer notwendigen Wissenschaften, wie Universalgeschichte, Statistik, Algebra, Arithmetik, Psychologie und Logik". Er beruft sich ferner auf seine belletristischen Arbeiten, auf seine erfolgreiche Tätigkeit im Privatunterricht und auf die Kenntnis der französischen und italienischen Sprache sowie seine Vorkenntnisse im Spanischen und Neugriechischen. Endlich wurde sein Herzenswunsch erfüllt; er erhielt mit Dekret der Stud.-Hofkomm. vom 14. März 1829, Z. 1278 (Gub.-Dekr. vom 27. April 1829, Z. 7295; Direktions-Intimat. vom 10. Mai 1829, Z. 4979) eine Stelle am Staatsgymnasium in Cilli mit dem Gehalte von 500 fl. Konv.-Münze vom 25. April als dem Tage der Eidesablegung an. Nun heiratete er seine teure Therese*) und nahm von den Freunden, die seinem Wagen noch

*) Kulturhistorisch interessant, zugleich eine Illustration zu Seidls geradem Charakter ist sein Brief vom 31. Juli 1826, in dem er um seine Braut bei deren Eltern wirbt (abgedruckt im Neuigk.-Weltblatt, Wien, 3. April 1904). Da erfährt man auch, daß seine Liebe zu Theresen schon vor drei Jahren zum Ausdruck kam. Er läßt es in seinem Liebesleben nicht an Scherzen fehlen. So schreibt er 31. März 1826 an seine Geliebte ein Briefchen mit seinem Blute. Der ganze naiv-romantische Inhalt besteht in den Worten: „Dein

das Geleite gaben, herzlichen Abschied, um in seine neue Heimat, sein Exil für elf Jahre zu übersiedeln. Wien wurde ihm übrigens auch in dieser Zeit nie fremd, da er mit der schönen Kaiserstadt in steter geistiger Verbindung blieb und sie wiederholt besuchte.

2. Aufenthalt in Steiermark.

Seidl war den Steiermärkern eigentlich schon ein alter Bekannter, da er ja längst mit führenden Geistern dortselbst, so C. G. v. Leitner, dem er durch F. L. Halirsch zuerst genähert worden war, regen Verkehr unterhalten hatte. Leitner dürfte die Aufnahme von Beiträgen Seidls, die seit 1825 in dem Beiblatte der „Grätzer Zeitung", betitelt „Der Aufmerksame", erschienen waren, vermittelt haben.

Er lernte diesen, der mit ihm um die Cillier Stelle kompetiert hatte, aber durchaus ob der Ernennung Seidls keinen Groll empfand, damals erst, bei seiner Reise durch Graz nach seinem Bestimmungsorte, persönlich kennen. Ja der gemütvolle steierische Poet begrüßte ihn in einem herzlichen Gedichte, „Gruß an J. G. Seidl, als er im Frühjahre 1829 nach Steiermark einwanderte", ab-

täglich neu sich in Dich verliebender Gabriel schreibt Dir dies aus Scherz mit seinem Blute. Um 12 Uhr nachts." (Eine umfängliche Korrespondenz zwischen ihr und ihm befindet sich im Nachlasse, Karton III.)

gedruckt im Wiener Taschenbuch „Vesta“ von 1832. Es hebt an mit den Worten:

„Nach langer Zeit zum erstenmal erwarmen
Fühl' ich mich wieder, Freund, in deinen Armen,
Der ich Gefühlen schon mich fremd gedacht.
Nun aber dich, mit Epheu und mit Myrthe
So schön bekränzt, mir zu das Schicksal führte,
Bin ich zu Bruderkuß und Lieb' erwacht.“

Seidl verehrte Leitner als Älteren und Überlegenen; in einem Gedichte (Schlossar, „Seidl und Leitner“, S. 9)*) nennt er ihn seinen Lehrer. Fortan umschließt beide Dichter ein enges Band gemeinsamer Gesinnung und Arbeit und echter Freundschaft. Noch in den späten Tagen des Greisenalters gedenkt Seidl mit warmem Herzen der wohlwollenden Aufnahme in der freundlichen Landeshauptstadt an der Mur; er schreibt 21. Jänner 1871 an den Dichter und Kustos Faust von Pachler als Antwort auf den Glückwunsch zu der anläßlich des Übertrittes in den Ruhestand verliehenen hohen Ordensauszeichnung (mitgeteilt von

*) Die auf das Verhältnis zwischen Seidl und Leitner bezüglichen Daten sind zumeist der trefflichen Abhandlung Dr. A. Schlossars, „Johann Gabriel Seidl und Karl Gottfried R. von Leitner. Mit ungedruckten Briefen Seidls an Leitner“ (Separatabdruck aus der „Zeitschrift für die österr. Gymn.“ 1893; Wien, Karl Gerolds Sohn, 1893), sowie anderen diesbezüglichen Publikationen desselben entnommen.

Dr. A. Schlossar in der „Wiener Zeitung" vom 18. Juli 1902, Nr. 164): „Ihr seliger Herr Vater mit dem lieben guten Karl Gottfried Ritter v. Leitner war es, der am 25. April 1829*) mich, am Eingange ins praktische Leben, in Sattingers Hotel in Graz zuerst bewillkommnete. Ich werde dieses Tages nie vergessen. Sie selbst, geehrter Herr, waren ein geschätzter Mitarbeiter an meinem Taschenbuch Aurora ..." So kam er denn „voll wehmütiger Erinnerung und froher Hoffnung nach Cilli in Untersteier, um die rüstige Wirksamkeit in einem zusagenden Berufe mit der Erholung durch Poesie und Häuslichkeit abwechselnd zu verbinden" (Vorrede zur 3. Auflage der „Flinserln", 1844, III, S. 6). Sein Niederösterreich aber konnte er nun einmal nicht vergessen, daher er in der neuen Heimat fortfuhr, seine „Flinserln" zu schlagen (vgl. S. 81 ff.). Wie innig der Verkehr mit den Wiener Freunden blieb, erweisen die zwei von Hans Max mitgeteilten Briefe Anastasius Grüns an Seidl (VI, S. XVI ff.), der jenen ab und zu von Cilli aus im Schlosse Thurn am Hart in Krain besucht oder in

*) In einem anderen Briefe Seidls an Leitner vom 15. November 1870 anläßlich dessen 70. Geburtstages ist 23. April 1829 als Datum angegeben. Er schreibt: „. . . Gedenke noch manchmal unseres ersten Begegnens am Abend des 23. April 1829 bei Sattinger in Graz . . .!" (Schlossar, „Seidl und Leitner", S. 28.)

Laibach getroffen haben dürfte. Beide Briefe sind anfangs der Dreißigerjahre abgefaßt und sollen, wie Hans Max mit Recht behauptet, „von Seidls Biographen nicht übergangen werden", da sie dessen Stellung zum geistigen Wien charakteristisch erhellen. Der eine Brief lädt Seidl zu einer Zusammenkunft in Laibach und Thurn am Hart ein. Hier nur eine Probe der launigen Verse:

„. . So rückt auch ihr derweil gen Laibach an; . . .
Fahrt dann mit mir nach Thurnamhardt herunter;
Da wollen wir dann wohlgemuth und munter
Der alten Zeiten denken, und der neu'n
Bei trautem Wort und edlem Wein uns freu'n,
Die Flur durchwandeln — ey — et caetera
Kurz, liebster Freund, o wärt Ihr nur erst da! . . ."

Im zweiten Schreiben, das als Titel „Lieber, guter, unvergeßlicher rc. Erzengel!" trägt, erstattet er Seidl zunächst über alle literarischen Novitäten in Wien Bericht und knüpft daran den Ausdruck der freundschaftlichen Gefühle des ganzen alten Freundeskreises: „Glücklicher Gabriel! Wüßten Sie's nur und könnten Sie's unbelauscht sehen und anhören, wie warm und herzlich von Ihnen gesprochen wird, und wie, wenn man mit einem Briefe von Ihnen stolzierend anrückt, Einem fast die Blätter in den Händen zerrissen werden! . . . Unerschöpflich . . . bleibt gewiß meine wärmste Anhänglichkeit und freundschaftliche Erinnerung

an Sie. Selbst in Foliobänden würde sie sich nicht ganz aussprechen können ..." Und herzlich erwiderte der feinfühlige Dichter diese Freundschaft. In einem einleitenden Gedicht zum dritten Heft der „Flinserln" apostrophiert er den trauten Freund:

„Nur mahná soll's dich mannigsmahl,
Wie's, kam noh vur án'm Jahr,
Wie's z' Wean is g'west, wo ih, wie du,
Á freiá Bua no war." (III, S. 7.)

Der rege gesellschaftliche Verkehr hinderte von vorneherein, daß Seidl in der kleinen untersteierischen Stadt, „wo das freundliche Entgegenkommen der Menschen und die süße Aufdringlichkeit der ländlichsten Umgebung kein eigentliches Heimweh ... aufkommen ließ" (III, S. 6), seinen weiten Horizont aus dem Auge verlor. Stilles Familienglück,*) neue Freunde, Wanderungen in der schönen Umgebung, die seiner Lyrik und poetischen Erzählung überreichen Stoff bot,**) verkürzten ihm die Zeit seines elfjährigen „Exils", während dessen die

*) Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm in Cilli geboren. Der Sohn (geb. 1830) starb frühzeitig als technischer Bahnbeamter in Wien (1854), die Tochter Wilhelmine (geb. 10. November 1833), in der Folge die Gemahlin des k. k. Oberbaurates Funke, pflegte den Vater nach der Mutter Tode (1854) bis an sein Lebensende und lebt derzeit mit zwei Töchtern als Witwe in Wien. Auch Nachkommen des Sohnes leben noch.

**) Vgl. S. 101 ff.

vollendetsten seiner Dichtungen reiften; daneben bereitete sich auf dem Boden des römischen „Claudia Celeia" seine Gelehrtenarbeit vor, die endlich ganz und gar das Übergewicht über seine Tätigkeit als Dichter gewinnen sollte. Ein Fest für ihn war es, wenn einer der alten Freunde einmal in seinem neuen Heim zusprach, wie F. L. Halirsch, der ihn 18. April 1831 unangemeldet auf der Durchreise nach seinem neuen Dienstorte Mailand, kurze Zeit vor seinem Ableben dortselbst, besuchte. „Plötzlich ging die Tür auf und herein an meinen Hals flog Halirsch, mit einer Herzlichkeit, wie ich sie früher nie bei ihm gefunden. Wiewohl bei meinem Abschiede von Wien im Jahre 1829 eine kleine Spannung zwischen uns obwaltete, welche durch meine Entfernung in Gleichgiltigkeit übergegangen schien, so war doch in der rückhaltlosen Freude des Wiedersehens jeder Mißton schnell verklungen, und im innigsten, lebhaftesten Gespräche brachten wir ein Paar unvergeßliche Stunden hin. Mir war, als hätte dieser Augenblick, wo wir uns ernster, gereifter, als junge Männer fanden, einen Schleier über alle Neckereien und Tollheiten geworfen, durch die wir einander als Jünglinge trotz gleichen Strebens und oft brüderlicher Teilnahme, manchmal recht wehe taten. Gerührt schieden wir, ohne jedoch zu ahnen, daß es ein Abschied fürs Leben sei" („Halirsch' literar. Nachlaß", S. 25).

Während Seidl nach gewohnter Art in poetischen Taschenbüchern und Zeitschriften unablässig mitarbeitete und insbesondere seine „Aurora" fleißig Jahr für Jahr redigierte (1818 bis 1831 und 1833 bis 1845), fand er auch Zeit, eine Reihe von selbständigen Schriften und Sammlungen seiner Werke, die allerdings zum großen Teile schon in der periodischen Literatur Veröffentlichtes enthielten, herauszugeben, und zwar, was die poetischen Inhalts betrifft, die gediegensten, die den Ruhm des Dichters eigentlich begründeten. Von lyrischen Sammlungen erschienen die „Bifolien" (Wien, J. P. Sollinger, 1836) und „Liedertafel" (Wien, Karl Gerold, 1840),*) „Flinserln" (2. Aufl. Wien, P. K. Sollinger, 1837),**) von novellistischen Zyklen „Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen" (Grätz, Joh. Andr. Kienreich, 1836); „Brosamlin". Ein Buch für Jünglinge, Wien, Müllersche Kunsthandlung, 1836; „Episoden aus dem Romane des Lebens" (Wien, bei Tendler und Schaefer, 1839); „Novelletten" (Wien, P. K. Sollinger, 1839).***) Auch erschien die „Cantate", Musik von Lachner, Kapellmeister des k. k. Hoftheaters an dem Kärnthnertore, Text von J. G. Seidl, J. B. Wallishausser, 1831. Über seine dramatischen Arbeiten vgl. S. 91.

*) Freih. v. Hammer-Purgstall preist die „Bifolien" in einem schönen Gedicht („Aurora", 1840, S. 244).

**) Vgl. 81 ff.

***) Vgl. S. 101 ff.

Mit Vollkraft wendete sich Seidl, wie schon sein Lehrberuf bedingte, wissenschaftlichen Arbeiten zu. 1831 gab er eine metrische Übersetzung der Fabeln des Gabriel Faërnus heraus (Grätz, Damian und Sorge), eines italienischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts; bedeutsam wurden insbesondere seine ethnographischen und topographischen Studien, die er nicht zum wenigsten zum Zwecke des Eindringens in die Sprache des Volkes eifrigst betrieb. Da kam ihm sein Wandertrieb, seine Freude an der schönen Natur, also seine dichterische Veranlagung zu Hilfe, die wieder anderseits reiche Förderung durch die gewonnenen Eindrücke erhielt. Streben nach profaner Erkenntnis und die Betrachtung mit dem Auge des Gemütes griffen da ineinander. Seidl hat Steiermark kreuz und quer durchwandert; er ist auch gewiß in Tirol, Kärnten, Krain, wohl auch in Venedig zu Gast gewesen. Schon der Inhalt vieler seiner Novellen weist darauf unzweifelhaft hin; insbesondere bezeugt die Novelle „Therese“ („Georginen“, S. 45 ff.), daß Seidl Venedig gekannt hat. Ein derartiges Stimmungsbild und ein Volkslied von solcher Übereinstimmung mit der ganzen Grundfarbe von Land und Leuten, wie das Gondellied (S. 128), kann nur der festhalten, der das Relief, um das es sich handelt, gründlichst kennt. So mochten unserem Dichter die Cillier Jahre rasch vergangen sein, zumal die gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst für ihn recht behag-

liche waren. Er war der Anführer bei allen größeren Festlichkeiten und Vergnügungen, so bei Theatervorstellungen (vgl. S. 91) und sang als tüchtiger Tenorist in Konzerten mit. Diese Anpassungsfähigkeit an Menschen und Verhältnisse befähigte ihn zu der prächtigen Schilderung „Wanderungen durch Tirol und Steiermark", die als 7. Band (mit 60 Stahlstichen nach Zeichnungen von Ludwig Mayer) des Werkes „Das malerische und romantische Deutschland" (Leipzig, Weigand, 1840; 2. Aufl. Leipzig, C. A. Haendels Verlag, 1847; für rein touristische Zwecke 1854 von Dr. Weidmann bearbeitet unter dem Titel „J. G. Seidls Tirol", Leipzig, Haendel, 1854) erschien. Wie gewissenhaft Seidl seine Sache auffaßte, geht aus einem diesbezüglichen Briefe an Jos. Freih. von Hammer-Purgstall hervor (mitgeteilt von Dr. Schlossar in der „Wiener Zeitung", 1902, Nr. 164).*)

Seidl wurde durch seine Wanderzüge mit Land und Leuten und mit der Volksdichtung derselben so vertraut, daß er schon damals, angeregt durch den ihm so huldvoll gesinnten Erzherzog Johann, beschloß, die Lieder der sangfrohen Gebirgsbewohner zu sammeln. Erzherzog Johann, dem um die Erschließung materieller und geistiger Schätze der Alpenländer so hoch-

*) Auf Prospekten sind zuerst Seidl und Lenau als Verfasser angegeben, was darauf hinweist, daß man zuerst eine gemeinsame Arbeit der beiden Freunde ins Auge faßte.

verdienten Mitgliede des Kaiserhauses, widmete er die „Visolien“, sowie er dessen Leutseligkeit und väterliche Sorge für das Volk in schwungvollen Gedichten feierte, die im „Aufmerksamen“ abgedruckt sind. Am bekanntesten wurde sein „Festgedicht bey der Gelegenheit der feyerlichen Enthüllung des mit dem Bildnisse des Prinzen Johann geschmückten Monumentes in der Huda Lukna“ (Gratz, 1830; abgedruckt von Schlossar, in „Sagen Steiermarks“ Graz, 1881). Dasselbe dankt dem Erzherzog dafür, daß durch sein Eingreifen die Straße durch den Felsenspalt der Huda Lukna (bei Cilli) ausgebaut wurde. Der edle Fürst lud den von ihm verehrten Dichter oft zu sich, auch in sein Schloß zu Pickern; die traute Häuslichkeit daselbst schildert Seidl in seinen „Wanderungen in Tirol und Steiermark“ ausführlichst.

Seidls historisches Interesse wurde durch die römischen Funde in Cilli mächtig angeregt; da er zuerst als Liebhaber sich mit numismatischen und archäologischen Studien befaßte, ahnte er wohl noch nicht, daß in späteren Tagen dieses Gebiet seine eigentliche geistige Domäne werden und ihm die abhanden gekommene Dichtkunst ersetzen würde. Gleich von Beginn des Aufenthalts in Cilli strebte er, sich über dessen Bedeutung als Römerstation zu orientieren. Von 1834 an erschienen sodann unablässig in der seit 1821 bestehenden „Steiermärkischen Zeitschrift“ topographische und

archäologische Arbeiten, die erste über „Römersteine bei Töplitz" (Römerbad) im zweiten Hefte des Jahrganges 1834. Er schrieb in der Folge in diese Zeitschrift mannigfache Aufsätze über Inschriften und Denkmale von Cilli, die Bausteine für seine späteren Studien größeren Umfanges in Wien abgaben. Auch den Schicksalen der Cillier Grafen in geschichtlich hellerer Zeit hat er sein Augenmerk zugewendet.

Seidl mochten die Jahre seines „Exils" in Cilli rasch und angenehm verflossen sein; aber seine Wiener und seine Niederösterreicher hatten es ihm nun einmal angetan*) und er sehnte sich nach der alten Heimat. Ein

*) Seidl hatte während der Cillier Jahre sich auch um Stellen am Joanneum und in Brünn beworben, aber ausdrücklich erklärt er in einem Briefe an Leitner, daß er dies nur deswegen tue, weil er seiner Familie schuldig sei, besser dotierte Stellen anzustreben (Schlossar, „Seidl und Leitner", S. 17 und 19; an der letzteren Stelle, die sich schon auf die in Aussicht stehende Ernennung als Kustos bezieht, heißt es: „Doch ich war's meiner Familie schuldig, dafür zu sorgen, daß sie einst, wenn die Nachricht von meinem Tode keine Zeitungslüge mehr ist, besser daran sei, als sie es jetzt gewesen wäre ..."). Daß er sich in Brünn um eine Professorstelle bewarb, geht aus einem abweislichen Bescheide des Mähr. Gub. (erliegt im Archiv des k. k. Gymn. in Cilli) de dato 17. Februar 1837, Z. 5144, hervor. Er hatte mit Brünn manche geistige Beziehungen. Wir finden von ihm bereits 1825 in der dort erscheinenden „Philomele", S. 81 die Ballade „Die Bardeninsel" (I., S. 139). Auch war seine Name durch Riottes Oper in Brünn bekannt geworden (vgl. S. 95).

falsches Gerücht von seinem Tode und die infolgedessen abgefaßten Nekrologe machten die Behörden in Wien auf ihn aufmerksam und er erhielt über Verwendung seines Mäzens Grafen Moriz von Dietrichstein mit Allerhöchster Entschließung vom 2. Mai 1840 (Stud.-Hofkomm. vom 7. Mai 1840, Z. 2943) die erledigte dritte Kustosstelle am k. k. Münz- und Antikenkabinett mit dem Gehalte von 1000 fl. Konv.-Münze und einem Quartiergelde von 240 fl., worauf Prof. Seidl am 6. August d. J. von der Direktion des Gymnasiums in Cilli seines Amtes enthoben wurde. Er hatte in seiner Eigenschaft als Lehrer von den Vorgesetzten belobenste Anerkennung, so ein amtliches Belobungsdekret (Stud.-Hofkomm. vom 16. Jänner 1836, Z. 8375), von den Eltern und Schülern Liebe und Dank für seine aufrichtigen und zielbewußten Bemühungen geerntet.*) Sein Kollege Dorfmann widmete ihm ein lateinisches Abschiedsgedicht in Distichen (gedruckt Cilli, November 1840). Die Gemeinde Cilli hat

*) Seidl erinnert sich in alten Tagen mit Freuden an seine Lehrtätigkeit in Cilli. In seinem Antwortschreiben auf den Glückwunsch des Lehrkörpers zu seinem 70. Geburtstage schreibt er 1. Juli 1874: „Wenn ich erwäge, zu welcher Bedeutung sich das zu meiner Zeit kleine, bescheidene Cillier Gymnasium, an dem ich durch 11½ Jahre mit Lust und Liebe gelehrt habe, in wenigen Lustren emporgeschwungen hat, so kann mich dies nur mit gerechtem Stolze erfüllen." (Festschrift Celeja, Cilli, 1892.)

ihn denn auch anläßlich seines 70. Geburtstages in ihr goldenes Buch der Ehrenbürger aufgenommen und eine trauliche Quelle außerhalb des Stadtparks, bei der unser Dichter so oft geweilt hat, „Seidl-Quelle“ benannt. An derselben sind Verse des Dichters eingemeißelt, in die er die Namen zweier Freunde (Rauscher und Strömer) eingeflochten hat.*) Otto Lang dichtete folgendes schöne Sonett auf das lauschige Plätzchen:

„Willkommen mir, du traulich ernste Stelle,
Zur Ruh' und Labung allen Wegemüden!
Ja, hier umweht mich süßer Waldesfrieden
Und sanfte Melodien rauscht die Quelle.

O könntest du wohl bess're Labsal bieten? —
Des lieben Sängers Bild taucht aus der Welle
Verrauschter Tage auf so freundlich helle
Und ringsherum entsprießen Sangesblüten.

Und mächtig tönen aus dem sanften Rauschen
Des Dichters Grüße aus der Sannstadt wieder. —
Entzückt will hier ich deinen Klängen lauschen:

Erquickungsvoll strömt auch dein Quell der Lieder
Und Segen spendend; dann zum Herzen fliehen
Der Quelle und des Liedes Harmonien.“

---

*) Hierüber ausführlich bei Schlossar, „Sagen und Geschichten aus Steiermark von J. G. Seidl“ (Graz, P. Cieslar, 1881), S. XIX.

3. Beamten- und Gelehrtenlaufbahn (1840 bis 1875).

Seidls Gedicht „Abschied von Steiermark“*) bezeugt, daß es dem Dichter doch nicht ganz leicht war, sich von dem schönen Alpenlande, das ihm „eine zweite Heimat“ geworden war, an das er nun durch so viele Freundschaftsbande geknüpft war, zu verlassen. Seine Bekannten in Wien freilich jubelten auf, nach elfjähriger Trennung wieder Freund „Gabriel“, wie sie ihn kurzweg nannten, in ihrer Mitte zu haben. Zunächst schlug der Dichter sein Heim in der Herrengasse (jetzt VIII. Laudongasse 12) in einem Bezirke auf, in dem sich schon damals mit Vorliebe die Gelehrten- und Schriftstellerwelt ansiedelte. Der Dichter von einst und jetzt hatte sich seinem innersten Wesen nach nicht verändert; mit denselben biederen Gesinnungen, ein goldenes Freundesherz, ein Patriot vom Scheitel bis zur Sohle trotz aller strammen Verneinung der sich immer lauter geltend machenden Forderungen einer neuen Zeit, die von Seite des eingewurzelten, patriarchalischen „Systems“ geübt wurde, ein Optimist durch und durch, der das Vorhandene als Bestes hinnahm,

*) Abgedruckt in Schlosser, „Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark“, S. 85.

selbstbewußt und bescheiden zugleich,*) blickte er einer hoffnungsreichen Zukunft entgegen. Seine äußerliche Lage hatte sich allerdings gründlich gewendet. Abgesehen davon, daß er auf einen bedeutsamen Posten als k. k. Hofbeamter berufen worden war, hatte sein Name als Mensch und Dichter einen besten Klang; außer Grillparzer war damals kein Mann österreichischer Geistesarbeit jenseits der Grenzpfähle des Vaterlandes so bekannt wie er (vgl. S. 27). Schon 1831 war „das erste Veilchen" an der ersten Bühne des Reiches, dem Burgtheater, gegeben worden und manche seiner Stücke hatten in anderen Theatern Beifall gefunden (vgl. S. 87 ff.). Daß er als Familienvater das vielseitige gesellschaftliche Leben, das er in der Junggesellenzeit als einen förmlichen Bestandteil seines Dichterberufes aufgefaßt hatte, einschränkte, lag in der Natur der Verhältnisse. Und diese bestimmen den Menschen!**) Der neue Beruf

*) Bezeichnend ist, wie er in einem Briefe an Leitner sagt, er wolle hinsichtlich der „Visolien" kein „verdächtiges Lob" (Schlossar, „Seidl und Leitner", S. 16).

**) Daß er gedrängt werden wußte, sich seinen alten Freunden und solchen, die ihm nur literarisch nahe getreten waren, zu zeigen, beweist die Stelle eines Briefes J. N. Vogls aus dem Jahre 1840 (im Nachlasse, Karton III): „Eine Menge von Bekannten und Freunden wünschen dich zu sehen und kennen zu lernen. Sieh' doch, daß du uns einmal das Vergnügen deiner Gegenwart an einem Sonnabend bei Carl (Kapuzinergasse, zur Dreifaltigkeit) vergönnen kannst . . ."

als Numismatiker und Archäologe, der seine Schaffenskraft immer mehr mit Beschlag nahm, machte im Laufe von wenig Jahren aus Seidl, dem Dichter, den Gelehrten. Geradezu unvermerkt und von Seidl selbst kaum bemerkt tritt dieser Übergang ein, ja in vielen seiner Schöpfungen finden sich beide Richtungen in harmonischer Eintracht nebeneinander, so daß man in Verlegenheit ist, ob man sie den Produkten seiner Phantasie oder denen seines grübelnden, unermüdlichen Verstandslebens zuzählen soll. Beide Anlagen, die dichterische und verstandsmäßig suchende wissenschaftliche, sind bei ihm schon von Jugend auf vorhanden. Wer sich davon überzeugen will, der lese des touristische, geographische, kulturhistorische und nicht zum wenigsten poetische Werk „Wiens Umgebungen“ (1826, vgl. S. 140)! Wie schwärmerisch schildert er da die Schneeberggegenden! Dichtung und Prosa des Lebens hängen bei ihm nicht selten unvermittelt zusammen; so von 1850 an tritt erstere völlig in den Hintergrund, wenngleich seine innere Persönlichkeit eine durchaus konservative ist und bleibt und sich seine Gesinnung ganz und gar nicht verändert hat; er bedauert selbst, daß ihm die Poesie abhanden gekommen sei, aber zeitlebens weiß sein reger Geist immer neue Bahnen zu finden und vor allem sich an der ewig neu belebten Natur zu verjüngen, so daß für ihn auch noch in alten Tagen gilt, was er 1836 in „Selbsttäuschung“ (III, S. 10, „Bifolien“), sang:

„Bist nicht, was du scheinst!
Du wardst noch nicht älter,
Du wardst noch nicht kälter,
Bist noch jung, wie einst!“

Wenngleich er elegisch bemerkt („Bei der Rückkehr“ in „Liedertafel“, I, 230), daß so mancher seiner lieben Freunde nicht mehr da sei oder sich von ihm abgewendet habe, so freut er sich doch, daß alles in der Natur gleich geblieben sei und findet darin kindlichen Trost:

„Und da war alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts gestört,
Noch alles so, wie's einer lieben
Erinn'rung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit seinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Westgekos.

Dieselben Pfade längs den Hecken,
Dieselben Bäume d'rüber her.
Dasselbe Flüstern, Rauschen, Necken, —
Ich hört', ich sah nichts Fremdes mehr.“

Die bequeme Art, wie J. G. Seidl die Stufenleiter seiner Beamtenlaufbahn und hoher Ehren hinanstieg, ist bekannt; es sei diesbezüglich auf die schon genannten eingehenden biographischen Arbeiten verwiesen

und nur in telegraphischem Stile seien hier als Hauptpunkte festgestellt: 1840 bis 1848 bekleidete er das Amt eines Zensors, das ihm viel unverdiente Mißgunst eingetragen hat; 1. Februar 1848 wurde er zum korrespondierenden, 28. Juli 1851 zum wirklichen Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ernannt, 1856 wurde er kaiserlicher Hofschatzmeister, 11. August 1858 erhielt er das Ritterkreuz des großherzoglich-hessischen Verdienstordens, 21. Juni 1867 wurde er zum k. k. Regierungsrate ernannt; bei seiner 11. Jänner 1871 erfolgten Pensionierung erhielt er den Orden der eisernen Krone III. Klasse (12. Jänner 1871); 21. Juni 1874 wurden ihm anläßlich seines siebzigsten Geburtstages große Ehrungen bereitet, damals erhielt er den Titel und Charakter eines Hofrates; 18. Juli 1875 schloß er die Augen zum ewigen Schlummer. Schwere Schicksalsschläge in der Familie nebst dem Umstande, daß er sich den Ideen der Entwicklungen nach 1848 nicht anzubequemen vermochte und vielfach deswegen angefeindet wurde, veranlaßten ihn, sich seit den Fünfzigerjahren in fast klösterliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen, wiewohl seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte aus dieser Zeit erweisen, daß er von seinem stillen Heim aus mit Aufmerksamkeit und warmer Teilnahme alle bedeutsamen Ereignisse, die seiner patriarchalisch-wienerischen Eigenart zusagten, verfolgte (vgl. S. 51). Gerne suchte er noch im Gasthause

„zum Kühfuß“ und „zur blauen Flasche“ in Lerchenfeld alte, gleichgesinnte Freunde auf.*) Sonst aber machte er seinem Unmute wohl auch in sarkastischen Versen Luft, doch söhnte er sich, im Grunde des Herzens stets der wohlwollende, feinfühlige Dichter, immer wieder mit der Mitwelt aus und hegte seinen Groll nie so tief, wie ihn die knorrige Natur Grillparzers im späten Alter äußerte. Seidl verlor seine Mutter, die nach St. Pölten übersiedelt war, 1849, seinen einzigen Sohn und seine traute Lebensgefährtin 1854 durch den unerbittlichen Tod und er hatte nunmehr nur seine Tochter Wilhelmine bei sich. Als dieselbe den Ingenieur, später k. k. Oberbaurat Johann Funke heiratete (1863), blieb er bis an sein Lebensende in ihrem Hause, in dem sein Herz sich bald an den drei heranblühenden Kindern derselben, einem Sohne († 1894) und zwei Töchtern, erfreute. In den letzten Fünfzigerjahren hatte er eine Wohnung im ersten Stocke des jüngst demolierten Hauses „zur heiligen Dreifaltigkeit“ (Alserstraße 18; linksseitige Gassenfront) bezogen und nach der Verheiratung Wilhelminens übersiedelte er mit dem jungen Ehepaare nach dem zweiten Stockwerke knapp über der bisherigen Wohnung, da dieselbe

---

*) Nach einer Mitteilung M. Greifs, k. bayr. Hofrates in München, der viele Jahre in Wien weilte, und Alb. Weltners, Archivars der k. k. Generalintendenz der Hoftheater.

nach der Hofseite zwei Zimmer mehr hatte. Ein ruhiger, glücklicher Lebensabend sollte ihm hier in stiller Häuslichkeit beschieden sein. — Das Sterbezimmer des Dichters lag gegen die Hofseite hin.

Die poetische Arbeit des Dichters, die während der ersten zehn Jahre nach seiner Rückkehr aus Cilli noch recht fruchtbar war, beginnt von 1850 an auszuklingen. Bezeichnend ist, daß er schon von 1840 an, seit der Herausgabe der „Liedertafel", im Bereiche der lyrischen Dichtung, seiner eigentlichen Domäne, nur wenig sich ergeht. In der Dialektdichtung beschränkt er sich auf die Erweiterung früherer Sammlungen oder Neuausgabe von Stoffen, die er aus Steiermark mitgebracht hat; 1844 gab er unter dem Titel „Gedichte in niederösterreichischer Mundart" (Wien, P. K. Sollinger, 1844) die um ein gut Teil vermehrten „Flinsern" mit „Zuawag" heraus, in der sich unter den „Kloani Kumödig'spiel" „'s letzti Fensterl'n" (Hans Max hat in seiner Ausgabe das ein paar Jahre später als Pendant gedichtete „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterl'n" angefügt, III, 236 bis 271) befindet, das auf so vielen Bühnen des In- und Auslandes reichen Beifall erntete (vgl. S. 83). Die „Almer", innerösterreichische Volksweisen, aus einer größeren Sammlung mitgeteilt (Wien, Carl Gerold, 1850), waren zum Teile schon in den Dreißigerjahren im Tagblatte „Der Wanderer" veröffentlicht worden (vgl. III, S. III des Vorwortes). Seine lyrischen Dich-

tungen in hochdeutscher Sprache erschienen wohl auch damals zahlreich in den landläufigen Taschenbüchern, in Sammlungen jedoch erst 1851 („Lieder der Nacht", 2. Aufl., Wien, P. K. Sollinger; sie sind eine Erweiterung der 1. Aufl.; vgl. S. 68) und 1853 („Natur und Herz", Stuttgart, Ed. Hallberger, 2. unveränderte Aufl. ebenda, 1857; IV, S. 193 ff.). Seidl selbst nennt die in „Natur und Herz" abgedruckten Gedichte „Eine lyrische Nachlese". Der fleißige Herausgeber der Ges. Schriften Seidls hat „Aus dem dichterischen Nachlasse" nur im Verhältnis zu dessen langem Lebensabende wenig „Lyrisches und Epigrammatisches" zusammengestellt (V, S. 93 bis 119). Ein starker Blitz des lyrischen Genius Seidls leuchtete noch 1854 mit seiner „österreichischen Volkshymne" auf (vgl. S. 77). Seidls Gelegenheitsdichtungen aus dieser Zeit, unter denen nach Inhalt und Form das aus Anlaß der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes verfaßte den bedeutendsten poetischen Schwung aufweist, präsentieren sich als Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes, Improvisationen, die aus der Tiefe seines allem Erhabenen geöffneten, dynastisch gesinnten und patriotischen Herzens quellen. Ohne Schwulst, klipp und klar deuten sie historische Ereignisse oder stolze Begebenheiten des Tages. Folgende hymnenartige Gesänge hat er in diesem Sinne abgefaßt: „Festklang aus Österreich zur Feier des 13. (1.) Juli in Petersburg" (1842); „In der Hof-

burg zu Wien am 20. Jänner 1842 zum 60. Geburtstage des Erzherzogs Johann;" „Der neue Adler auf dem Stephansturm" (1843); „An den Stephansturm" (am Tage der Gerüstabnahme, dem 13. Oktober 1843, gedruckt in „Natur und Herz", 2. Aufl., S. 383); „Festgedicht zur Glockenweihe in der Karlskirche in Wien" (Wien, Mausberger, 1843); „Zur Jubelfeier der Verleihung des Theresienordens an Erzherzog Karl" (1843); „Carniolia", allegorisches Festspiel zur Eröffnung des Laibacher Theaters, aufgeführt in Laibach (Laibach, J. Blasius, 1846); „Zur Sekundizfeier Sr. Eminenz des Patriarchen-Erzbischofs L. Pyrker v. Felsö-Eör" (1846); „Worte des Dankes zur Orgelweihe an der Karlskirche in Wien" (1847); „Zur Doppelfeier des Restaurationsfestes und des fünfzigjährigen Aufgebotsjubiläums der Wiener Hochschule" (Wien, B. Höfel, 1847); „Festgesang zur Feier der Enthüllung des Erzherzog Karl-Monumentes am 22. Mai 1860 als am Jahrestage der Schlacht von Aspern, gedichtet von J. G. Seidl, in Musik gesetzt von Herbeck, vorgetragen vom Männergesangvereine und dem Akad. Gesangvereine an der k. k. Universität"; noch „Zum 20. April 1873" (V, S. 103) widmet er dem Familienfeste im Herrscherhause begeisterte Worte. Auf dem Gebiete der Novelle hält Seidl noch reiche Ernte; manche Stoffe sind da freilich auch Fundstücke, die er schon während seines Aufenthaltes in Steiermark gemacht hat (vgl. S. 125 ff.). 1841 gab er die Novellen-

sammlung „Bilder ohne Rahmen, Erzählungen, Novellen, Sagen und Geschichten", 2 Bändchen, heraus (Wien, bei Pichlers sel. Witwe), aus der „Laub und Nadeln" (ebendaselbst, 1842, 1. Aufl.) hervorging, welcher in gleichem Verlage 1845 eine zweite Auflage folgte, 1843 „Pentameron" (Wien und Leipzig, Tauer und Sohn, 1843). Poetisch-touristisch betätigte er sich an dem Prachtwerke: „Die Staatsbahn von Wien bis Triest mit ihren Umgebungen", geschildert von Aug. Mandl und eingeleitet und poetisch begleitet von J. G. Seidl (mit 30 Originalansichten in Stahlstichen), herausgegeben vom Österr. Lloyd in Triest (Triest, 1856), vgl. S. 142. Eine große Anzahl von Novellen, die zum Teile in die schon genannten Sammlungen übergingen, erschienen in der von Seidl bis 1845 herausgegebenen „Aurora" und in anderen Taschenbüchern.*)

Rastlos bearbeitete Seidl dramatische Stoffe, zum Teile fremder Herkunft. Noch einmal öffneten sich ihm die Pforten des Burgtheaters für seine „Lucretia", Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach M. Ponsard metrisch bearbeitet (1843; vgl. S. 96),

*) So „Kunst und Liebe" („Gedenke mein", 1841); „Der Sackpfeifer von Troyes" („Aurora", 1844); „Brausepulver", Erzählung (Märzroths „Jahrbuch für Humor und Satyre", 1846) u. s. w.

doch war ihm auf diesem Gebiete kein nachhaltiger Erfolg beschieden.

Der Übergang von Seidl, dem Dichter, zu Seidl, dem Gelehrten, war leicht, da beide sonst nur selten vereinigte Richtungen bei ihm der gleichen Wurzel entsprießen. Die Begeisterung für das Volkslied der eigenen Stammesgenossen und fremder Völker veranlaßte, wie dies bei Uhland der Fall war, seine Sprachforschungen, im besonderen seine Studien über heimische Dialektdichtung und in weiterer Folge über andere geistige Schätze alter und moderner Kulturträger. Seine umfassende Tätigkeit als Übersetzer oder Umformer fremder Stoffe (vgl. S. 138) ließ ihn eine Aufgabe erfüllen, die auch Rückert zu lösen gestrebt hat, die Blicke seiner Zeitgenossen auf bemerkenswerte Erscheinungen der Weltliteratur zu richten. Dieser gesunde Kosmopolitismus bei aller Bodenständigkeit seines warmherzigen Patriotismus veranlaßt ihn sogar einmal, anakreontische Gedichte ins Niederösterreichische metrisch zu übertragen und, was dabei herauskam, ist durchaus flott und melodiös (vgl. S. 139). Seinem Dichten fügt er von jeher gerne Wissenschaftliches bei, das sich auf den Stoff, wenn er nicht, wie in seiner Liebes- und Naturlyrik sich von selbst versteht, bezieht. Den „Brosamlin" ist als „Anhang" ein „alphabetisches Nachschlagebüchlein" (S. 233), den „Gedichten in niederösterreichischer Mundart", in deren Vorrede er seine Dialektvorstudien ge-

wissenhaft ausweist (III, S. 12 ff.), ein „Idiotikon" (auch schon dem 1. Heft der „Flinserln" 1. Ausgabe Wien, P. R. Sollinger, 1828) nachgestellt (S. 71 ff., „Worterklärungen"), die „Almer" haben ebenfalls ein solches (IV, S. 176 ff.) und obendrein drei volkstümlich-ethnographische Skizzen von Roseggerschem Wurfe: „Eine obersteierische Bauernhochzeit" (IV, S. 137 ff.), „Eine Bergpartie in Obersteier" (IV, S. 150 ff.) und „Eine steierische Wirtshausszene" (IV, S. 167 ff.). Wie sehr bei ihm wissenschaftliche Bestrebungen und das Interesse an der Schönheit des Inhaltes und der Form eines Objektes sich berühren, geht aus der Entstehung seiner Abhandlung „Über des Titus Calpurnius' Delos" hervor (1. Band der „Denkschriften" der k. Akademie der Wissensch.), die einen numismatisch-epigraphischen Kommentar zu dem gleichnamigen Stücke der Eklogen des spätrömischen Bukolikers Titus Calpurnius (aus dem letzten Drittel des 3. Jahrh. nach Christo) darstellt. Seidl vereinigte so die phantasievolle Tätigkeit des Dichters mit der Gründlichkeit des Forschers zu gleicher Zeit.

Schon in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Steiermark verarbeitete Seidl auch das reiche historische, topographische und ethnographische Material, das er von dort mitgebracht hatte, vornehmlich in der „Steiermärkischen Zeitschrift". Mit voller Seele wendete er sich seiner neuen Berufssphäre zu und er hat

in zahlreichen Publikationen vornehmer Blätter und insbesondere der k. Akademie, auf Grund deren er zum Mitgliede ernannt wurde, seine zum Teile grundlegenden Forschungen niedergelegt (vgl. S. 145 ff.). Er hat durch fruchtbringende Anregungen und Vorschläge, so in den Einleitungen zu seiner periodisch erschienenen „Chronik der archäologischen Funde in der Österreichischen Monarchie" (vgl. S. 146) und in zweckentsprechenden Maßnahmen, wie eine solche diese Chronik selbst ist, auf den ganzen Betrieb der archäologischen, epigraphischen und numismatischen Wissenschaft in unserem Vaterlande nachgewirkt; er war der ersten einer, der erkannt hat, daß diese Hilfswissenschaft die Grundlage des Studiums römischer Geschichte auf dem von römischem Leben überfluteten Boden Österreichs sein müßten und die römische Kulturschichte sorgfältig aus den sie bedeckenden Kulturschichten späterer Zeitläufte hervorgeschürft werden solle.

In dem rein praktischen Berufe als k. k. Hofschatzmeister hat er durch seine in kolossaler Auflage erschienene Schrift über die Schatzkammer die Kostbarkeiten dieser großartigen kaiserlichen Sammlung weiten Kreisen vermittelt. Gewissenhaftigkeit und Vorsicht zeichneten ihn als Beamten an dieser verantwortlichen Stelle aus. Ein Gelehrter, eine Dichterseele, hatte er allerdings hierbei manchmal etwas linkischen Geschäftsgeist bewiesen. So bot er einmal für ein

Rubinenkollier 8000 fl. und wollte sich auf keine höhere Summe einlassen. Dasselbe wurde kurz hernach von einem Händler um 200.000 fl. gekauft.

Die ihm in Cilli so liebgewordene Aufgabe eines Lehrers der Jugend gab Seidl bis an sein Lebensende nicht auf, ja 1849 wirkte er vorübergehend als supplierender Professor am Piaristengymnasium in der Josefstadt. Die Ära der Reform des Gymnasialunterrichtes lebte er in jugendfrischer Begeisterung mit. Echt moderne Ideen hinsichtlich des Unterrichtsbetriebes in den humanistischen Lehrgegenständen entwickelte er in einer Reihe von Aufsätzen in der „Zeitschrift für die österr. Gymnasien“, an deren Redaktion er von der Begründung derselben (1850) bis an sein Lebensende eifrigst mitarbeitete. Noch kurz vor seinem Tode war er mit Korrekturen für sie beschäftigt.

Der Dichter und Denker wurde nach einem reichen Lebenswege am 21. Juli 1875 zu Grabe getragen; in schlichter, prunkloser Weise, wie er selbst es testamentarisch angeordnet hatte, wurde er in der Pfarrkirche „zur heiligen Dreifaltigkeit“ in der Alserstraße eingesegnet; um den Altar hatten die Mitglieder des Männergesangsvereines, dessen Ehrenmitglied er war, Aufstellung genommen. Unterrichtsminister Dr. v. Stremayr, der Präsident der kaiserl. Akademie, R. v. Schmerling, Prof. Hofrat Ritter v. Rokitansky, viele Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften, Vertreter des Zweig-

vereines der Schillerstiftung, Beamte der Schatzkammer und anderer Hofämter 2c. erwiesen dem Toten die letzten Ehren. Nachdem der Trauerchor des Männergesangsvereines verklungen war, wurde die Leiche nach dem Zentralfriedhofe geführt. Der Gemeinderat der Stadt Wien ließ in der Folge den treuen Sohn seiner Vaterstadt, dem Dichter der Volkshymne Österreichs, in einem Ehrengrabe zur ewigen Ruhe bestatten.*)

*) Gruppe 0, Reihe 1, Nummer 10. Hans Grasberger gebührt das Verdienst, als erster die Schaffung eines Ehrengrabes für den Dichter der Volkshymne angeregt zu haben (Feuill. der „Deutschen Zeitung" von 25. Juni 1892). Einen der rührendsten Nachrufe widmete ihm Joh. Nordmann in der „Neuen Freien Presse" (1875, Nr. 3919).

II.

Dichtungen.

1. Lyrik und lyrisch-epische Dichtung.

a) In hochdeutscher Sprache.

Seidls Grundanlage war eine lyrische und dieselbe schlägt so sehr in seiner ganzen Persönlichkeit und seinen Schöpfungen vor, daß diese allesamt von diesem Standpunkte betrachtet und demselben untergeordnet werden müssen, wenn man voll und ganz in das Verständnis seines Geisteslebens eindringen will. Er tritt allen Objekten, die er anfaßt, in erster Linie von der Gefühlsseite nahe. Erzählungsstoffe, dramatische Handlung, selbst touristische, geographische und ethnographische, philologische Materien entlocken ihm Verse lyrischen Inhaltes (vgl. S. 53 und 134), die wohl auch kurzweg als Motto den idealen Kern der Sache wiedergeben oder als Ruhepunkte zum Zwecke der Gefühlsäußerung an markanten Punkten der Abwicklung, manchmal als singbares Lied, eingeschaltet sind. Dieses Verweilen bei empfindungsreichen Augenblicken, das ein

vorübergehendes Aufgehen in der Gefühlswelt bedeutet, ist ein Zeichen des vormärzlichen Wien mit seiner eigenartigen Romantik. Raimund hat ja dasselbe durchgängig bei seinen Theaterstücken geübt. Unzweifelhaft bedeutet dieser Vorgang bei der dramatischen Handlung, die sich mit Fleisch und Bein vor unseren Augen aufrollt und sich wie in natura in gewohnter rascher Abfolge als ein unmittelbares Hintereinander von Ursache und Wirkung entwickeln soll, eine Verzögerung und konnte von Seidl nur verwendet werden, weil der Zeitgeist dies einfach wollte. Welchen Erfolg errang er mit den Liedereinlagen in „'s Fensterl'n" und „Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterl'n"! (Vgl. S. 83.) Dieses Schwelgen in der Gefühlswelt war eben damals im eigentlichsten Sinne modern. Was Seidl von der Schule aus mitbrachte, deren Lehrweisheit noch halb in der veralteten Barocke steckte und noch immer an Klopstocks seraphische Poesie anknüpfte, zeigt am besten sein erstes gedrucktes Gedicht „An die Sonne" („Cikade", 1820, S. 190), eine Ode, in der Geist und Form (asklepiadeische Strophe) des Dichters der „Messiade" zum Ausdruck kommt, ja selbst in Klopstockschen Redewendungen. Es lautet:

„Sei mir gegrüßt, leuchtendes Strahlenbild!
Du goldlockiges Haupt, das wie ein Feuermeer
Schwebt am Saume der Himmel,
Staunen erweckend in jeder Brust.

Schön im schimmernden Schmuck bläulichen Wogenschaums
Hülle meidend, erhebt flammend dein Antlitz sich,
Und die Pfeile des Auges
Glüh'n wie Gold dir, Entzückende!

Doch was bebt in der Brust Tiefen, der Seele mir?
Warum bebet der Blick, schauet er, Sonne, dich?
Ist's dein mächtiger Zauber,
Der in heilige Furcht uns winkt?

Ja, du bist es, du trägst, hohe, der Gottheit Spur; —
Hell auf strahlende Bahn wies er den Sternenchor,
Gab dir, Sonne, den Schimmer
Als dein Funke dem Staub entglomm!

Hoch auf ragendem Thron stand der Erschaffende:
Nacht war's, düstere Nacht, als er die Welten schuf,
Das hell schimmernde Licht schuf,
Und dem eigenen Werk erstaunt.

Segnend blickst du herab, Sonne, zu uns herab;
Dir ergrünt das Gefild, woget das Ährengold;
Was fruchtbringend emporkeimt,
Reift dem lieblichen Strahlenkuß.

Doch, o Sonne, warum eilet dein Hochgespann,
Kaum als aus dem Gewoge glühend dein Wagen glitt,
Zitternd wieder in Osten?
Bist auch du nur für eine Zeit?

Nein! Wenn einstens mein Geist droben im Sternenland
Freyer schwebet, dann auch grüße ich dich, Himmlische;
Sonne, grüß ich die Sonne,
Die zum Thron des Erschaffers eilt!. Emil Ledie."

Nur die vorletzte Strophe ist linkisch im Ausdruck, sonst erweist sich hier der junge Seidl als ein echter Schüler der Schule Sineds des Barden. Gerade diese Grundlage war für die Entwicklung des lyrischen Talentes des Dichters ungemein günstig. Die Überschwenglichkeit der Empfindung in Klopstocks Dichtung, die auch in Goethes Jugend nach dessen Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" so wirkte, daß der Name Klopstock tausend Gefühle wach rief, bot der Anlage Seidls reiche Anregung und Förderung. In Ausdruck und Form ringt er sich allerdings rasch von der lapidaren Art seines Schulvorbildes los; schon aus dem Jahre 1822 datieren Gedichte, welche in der Geschmeidigkeit gewöhnlicher deutscher Reimpaare sich bewegen und die Klangfarbe des Volksliedes zeigen. Zum Vergleiche möge dienen „Des Alten Winterlied" in der (Dresdner) „Abendzeitung" von C. G. Th. Winkler (Th. Hell) 13. Februar 1822, Nr. 38; es ist einer der ersten Beiträge, den der Dichter an eine ausländische Zeitung gegeben hat:

„Der Sturm erdröhnt; die Bäume steh'n
Mit weißumflorten Kronen;
Der Winter kommt mit kaltem Weh'n
Durchs weite Land zu wohnen.
Auf Blumenflur, am Teichesrand
Ist Kälte — rauhe Klage;
Doch kälter ist's im kleinen Land,
Das ich im Herzen trage . . .

Jetzt ist er matt, der Augenstern,
Gebogen Haupt und Rücken:
Zum Himmel blickt' ich, — ach! so gern,
Und muß zur Erde blicken."

Gerade in der Zeit äußerer Bedrängnisse, nach des Vaters Tode, beginnt seine Lyrik, sich energisch geltend zu machen; er findet Trost im Liede. Insbesondere, seit die Liebe zu seiner Therese in sein Herz gezogen ist, springt aus demselben ein klarer Quell des Sanges hervor; der Dichter sucht und findet von da ab Volksliedklänge und kommt wie von selbst dazu, dieselben im Geiste des Volkes in sich zu wecken und in dem schlichten Kleide der heimischen Mundart wiederzugeben. Wie Uhland, mit dem er in äußeren Schicksalen und in innerer Entwicklung so viele Ähnlichkeiten aufweist oder auch wie Martin Greif von den Späteren ist er zuerst von subjektivem Empfinden, von Naturseligkeit und Freude an Menschen und Welt ausgegangen,*) um dann auf das Gebiet des Objektiven,

*) Die ersten Beiträge des Dichters für Zeitschriften sind alle lyrischen Charakters. Als älteste konstatierte ich: „An die Sonne" („Eikade" 1820); „Des Alten Winterlied"** („Dresdener Abendzeitung" 13. Februar 1822); vgl. S. 61; „Erinnerung"** (nach Thomas Moore; ebenda, 30. November 1822); in Gubitz' „Gesellschafter" (Berlin) veröffentlichte er zuerst mehrere „Lieder der Nacht", so 24. August 1822: „Grab und Mond" (I., 41); „Die Begegnung" (I., 23); „Die Engelein" (I., 42); 14. Oktober

zunächst der poetischen Erzählung und Rhapsodie, hinüberzuschreiten. Sage und Geschichte steigt vor seiner schaffenden Phantasie empor und, Lyriker seiner ursprünglichen Bestimmung nach, Gefühlsmensch und Gefühlsdichter zugleich, behandelt er eben Erzählungsstoffe lyrisch, so daß lyrisch-epische Dichtungen, Balladen und Romanzen, zutage kommen. Denselben psycholo-

1822: „Außen trüb, innen helle";**) 16. Oktober 1822: „Der Pilger und der Mond", „Nachtstille" (I., 36); 7. Februar 1822: „Der nächtliche Sänger" („Dichtungen", 1826, II., 42);*) „Der Dome Zweck" (I., 36); „Vermutung"*) (unter „Die Nachtigall" in „Dichtungen", II., 23); 1. März 1823: „Ajax Oileus" (I., 146); 17. Mai 1823: „Der Bauherr" („Des Bauherrn Geist", I., 49); „Der Abendgang am Spittel"*) („Dichtungen", II., 90); 30. Juni 1823: „Inner Widerspruch" („Gelöster Zwiespalt", I., 37; unter dem gleichen Titel auch in „Dichtungen", II., 36). In der „Aurora" ist der erste Beitrag Seidls „Freundesrache"**) (1825) eine ergreifende Dichtung. — Die mit * bezeichneten Stücke sind wohl in „Dichtungen", 1826, nicht aber in den „Ges. Schriften", die mit ** bezeichneten in gar keiner Gedichtsammlung vorhanden. „Des Alten Winterlied", „Der nächtliche Sänger" und „Die Nachtigall", drei der schönsten Lieder des Dichters, fehlen leider in den Ges. Schriften. In „Der nächtliche Sänger" bezieht er sich in tiefer Empfindung auf Dan. Schubarts Lied „Gute Nacht! Unser Tagewerk ist vollbracht u. s. w." (Musik von Mozart). Langsam, ahnungsvoll hebt Seidls Lied in den durch den alliterierenden Reim herrlich wirkenden Versen an: „Alles schweigt: — Keines Klanges Schwinge steigt — Zu den blauen Sternenzinnen; — Alles ruht in düstern Sinnen; . . ."

gischen Prozeß macht er hierbei durch wie die zahllosen Dichter ohne Namen im Volke, aus deren Einzelgesängen die nationalen Epen verschiedener Nationen emporwuchsen. Schon früh hat er mit dem ganzen Feuer und der Farbengebung der Jugend zu „singen und zu sagen", erhebende, von Ideen getragene Geschehnisse poetisch zu erzählen verstanden, wie z. B. „Hans Euler" („Dichtungen", 1826, I., S. 3) bezeugt. Der Dichter schöpfte damals unermüdlich aus dem reichen Borne seines eigenen Herzens und dem Jungbrunnen der Volksdichtung, so daß er schon 1826 mit zwei Bändchen „Dichtungen" (Wien, P. K. Sollinger) an die Öffentlichkeit treten konnte. „Romanzen, Balladen, Sagen rc." und „Lieder" bilden den Inhalt des ersten, die „Lieder der Nacht", freie Übersetzungen von „Elegien von Alfons von Lamartine" und „Die Deutung, lyrisches Spiel" den des zweiten Bändchens. Über das 1828 folgende dritte Bändchen vgl. S. 113! Bezeichnend, daß eines der ersten Gedichte der Sammlung, der kraftvolle Sang „Hans Euler" bis zum heutigen Tage eines der bekanntesten Deklamationsstücke, das in Anthologien, Lesebüchern rc. immerfort nachgedruckt wurde, geblieben ist.

Blättert man die alte Sollinger-Ausgabe durch, so gewinnt man eigentlich schon die volle Silhouette von Seidl, dem Dichter, wie er als eine streng konservative Natur sich durch seine ganzen Lehr- und

Wanderjahre und als Mann in Amt und Würden, solange er überhaupt dichtete, sich gleich geblieben ist. Er steht zunächst als guter Patriot fest auf vaterländischer Erde. „Vaterländisch“ betitelt sich der erste Teil seiner „Romanzen, Balladen, Sagen 2c.“ (I., S. 1 ff.) und das zweite dieser Lieder, „An Wien“ (I., S. 124), zeigt ihn im besonderen als einen Lokalpatrioten, als Urwiener, als treuen Sohn seiner lieben Vaterstadt, die zu preisen er zeitlebens nicht müde wird, so auch in „Heimweh“ Ges. Schriften, I., 235 ff. u. s. w. Er beginnt „An Wien“ folgendermaßen:

„Ein Meer von Häusern kenn' ich euch
Und einen Dom darin,
Der — einem Riesenfinger gleich,
Weist gegen Himmel hin.
Die Sterne grüßen Nachbar ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieses Häusermeer ist Wien
Mit seinem Stephansturm.“

Und nun folgt ein Lobgesang, den nur der schreiben kann, dem das Herz voll ist.

In „Vaterländisch“ behandelt er Gestalten der Geschichte, wie in „Eck von Reischach“ (I., S. 122), sagengefeierte Burgen, wie in „Rauheneck und Rauhenstein“ („Dichtungen“, I., S. 14) und alte Sage, wie in „Die feste Mauer“ (I., S. 119), „Die Burgfrau vom Ortles“ („Dichtungen“, I., S. 6) und „Die Spinnerin vom

Gamsgebirg" (I., S. 120). Schon damals aber liebt es unser Dichter, einen weiten Horizont zu überschauen. Er schließt an „Vaterländisch" Fremdes an: „Schweizerisch"; „Orientalisch"; „Nordisch"; „Hellenisch"; „Vermischt". Manche der Balladen, wie „Merlins Weihe" (I., S. 137), „Die Bardeninsel" (I., S. 139),*) „Mac Gregors Ritt" (I., S. 140) sind von einer Kraft und düsteren Stimmung, daß sie den besten Dichtungen dieser Art beigezählt werden müssen. Ein ungedrucktes Gedicht, das aus Seidls Jugendzeit nach Diktion und Stimmung stammt, folge hier vollinhaltlich, weil es zeigt, in welcher Natürlichkeit Seidl so ähnlich wie Uhland den rhapsodisch-volkstümlichen Ton zu treffen weiß:**)

Kaspar Schoch

(geb. am 25. Januar 1610, gest. am 16. August 1672).

Wie viel auch Sagen melden von deutscher Männer Art,
Doch gibt's noch manchen Helden, der seines Sängers harrt,
Und solch' ein unbesung'ner, des Liedes würdig doch,
Vergessen und verschollen, das ist der Kaspar Schoch.

Als Knab' im Sommer Hirte —, die Halde seine Welt, —
Bewahrt' er seinem Wirte die Herd' um karges Geld;
Im Winter in der Schule, bei Buch und Rechenstift,
Wie sehnt' er sich vom Stuhle zurück zur grünen Trift!

*) Auch schon in „Philomele" (Brünn, 1825, S. 81) abgedruckt.

**) Ich verdanke das Manuskript des Gedichtes Frau Wilhelmine Funke. Der Charakter der Schrift weist auf die ersten Zwanzigerjahre hin.

Da traf er einst zusammen mit einem Reitersmann,
Sein großes Aug' voll Flammen. „Geh'," bat er, „nimm mich an!
Will auch ein Reiter werden, wenn früh nicht, so doch spat:
Ist niemand doch auf Erden mehr Mann als ein Soldat!"

Vom Hundejungen schwang er zum Reiter sich empor,
Im wälschen Kriege rang er stets weiter sich hervor,
Bald hätt' er ausgerungen, Pavia tat ihm's an,
Allwo der Tod bezwungen manch wacker'n Kriegskumpan.

Nun hatt' er's rasch gewonnen und vorwärts ging's im Flug,
Nun schöpft' er aus dem Bronnen des Ruhms im vollsten Zug;
Nie ließ er Aug' und Lunge, nie Füß' und Arme ruh'n,
So einst als Hundejunge, so als Feldhauptmann nun.

Im Kampf ein kühner Degen,
Vermessen und verwegen, ein wahrer Schreck im Land;
Doch wenn die Klinge ruhte, getränkt mit Männerblut,
Gelassen, sanft von Mute, den Frau'n und Kindern gut.

Einst tobt' in einem Weiler der Plünd'rer wild Gebraus,
Sie fielen wie die Keiler in Stall und Hof und Haus;
Da kam der Schoch geritten und rief zum wilden Tanz:
„Mit Männern wird gestritten, die Weiber laßt mir ganz."

Zwei Kindlein halberfroren im Winkel fand er dar,
Die just beim Tanz verloren ihr flüchtig Elternpaar;
Er sah die Kindlein kauern gleich Küchlein in dem Nest
Und fühlt' ein tief Bedauern und stand bei ihnen fest.

Stand fest und hielt die Wache, bis Mann und Maus vorbei
Damit kein böser Drache nach ihnen lüstern sei.
Und gab den letzten Taler den Kindlein dann und sprach:
„Dafür ist Gott mein Zahler!" und ritt den Seinen nach.

Auch war der wilde Reiter ein glaubenstreuer Mann,
Es focht der neue Streiter fürs Licht ihn wenig an;
Er hatte sein's entzündet an Roms geweihtem Licht,
Drum blieb er Rom verbündet und wich und wankte nicht.

Vor Nürnberg einst gefangen, da schleppten sie ihn fort,
Die andern faßten Bangen, er aber hielt sein Wort.
Als Gustav Adolf fragte: „Wes Glaubens bist du? Sprich!“
War er's allein, der sagte: „Du dessen nicht, des ich!“

Sie hielten ihn in Ketten drei bitt're Monden lang,
Er rief: „Will Gott mich retten, dann ist's ein eitler Zwang!“
Und also ist's gewesen, es macht' ihm wenig Harm,
Noch vieles gab's zu lesen von seinem tapferen Arm.

Noch vielfach gab's zu raufen im Winter und im Lenz,
Bis daß er eingelaufen im Hafen von Bregenz.
Und trug er auch hienieden gar oft kein sanftes Joch,
Nun ruh' er dort in Frieden, der brave Kaspar Schoch!

Der Dichter hat aus unbekannten Gründen in seiner ältesten Ausgabe der „Dichtungen“ Lyrisch-Episches vor das rein Lyrische gestellt, wiewohl sicherlich der Zeit nach dieses jenem vorausgeht. Eigene Stimmungen, himmelhochjauchzende Lust, Trauer um den Verlust des Vaters, melancholische, wohl unter Lenaus Einflusse entstandene „Lieder der Nacht“,*) die aber auch zum

*) Zu ihnen bemerkt er im „Gesellschafter“, 1822, S. 637: „Unter diesem Titel hab' ich mehrere lyrische Gedichte gesammelt, die ihre Entstehung den Eindrücken in mir günstigen Stunden der Nacht verdanken. . .“

Teile balladenhafte Töne anschlagen, wie „Des Bauherrn Geist“ (vgl. S. 62, Anm.),*) bilden den Inhalt dieser Lyrik im engeren Sinne. Der Mond mit seinem Silberglanze ist gar oft der Gefährte des Dichters bei seinen nächtlichen Gängen und Betrachtungen; in „Mondhelle“ (I., S. 29), „Der Wanderer an den Mond“ (I., S. 31), „Grab und Mond“ (I., S. 41), „Die Mondblume“ (I., S. 70), „Freund Mond“ (I., S. 88) weiß er denselben in seinen Nachtbildern in verschiedenster Symbolik zu verwenden. Die „Lieder der Nacht“ teilte der Dichter ursprünglich in „Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winternächte“ ein, wie aus den Titeln der ältesten Abdrucke in Zeitschriften zc. ersichtlich ist. Diese Unterscheidung ließ er später mit Recht fallen, da selbe wenig charakteristisch war. Seine Wehmut, die jedoch nie wie bei Lenau sich zu unsicherem Ausklang oder verzweifelten Schlüssen versteigt, ist ein wichtiger Bestandteil seines lyrischen Hausvermögens. Am schönsten drückt Seidl das Zusammenwirken von Lust und Leid in seinem Herzen, das sich in süße Wehmut auflöst, in dem Gedichte aus „Gelöster Zwiespalt“ (I. 37; vgl.

---

*) Er äußert sich über die Entstehung dieses Gedichtes in einer Fußnote zu „Der Bauherr“ im „Gesellschafter“ (1822, S. 377): „Der erhebende Anblick des weltbekannten Stephansturmes, dieser heiligen Reliquie in meiner geliebten Vaterstadt, gab mir in einer Herbstnacht zum obenstehenden Liede Veranlassung.“ So weckte stets ein Nachtbild eine gleichartige Empfindung.

S. 62, Anm.) aus; er schließt: „Wehmut tönet nun die Saite, — Die nur Schmerzensklang erst gab, — Süße Wehmut tönt die Saite, — Reißt, o reißt sie drum nicht ab!" Der Dichter liebt es, seine Naturbetrachtungen und Gefühlsanalysen schon in früher Zeit mit der Staffage bestimmter Personen, die in den Rahmen passen, auszustatten, so in seinen „Jägerliedern" (I., S. 176 ff.); in den späteren lyrischen Sammlungen tritt dieses Moment, welches ein Hinausschreiten von der eigenen Welt in die des Objektiven bedeutet, also eine höhere Potenz dichterischer Energie bedeutet, mehr und mehr in den Vordergrund.

Die höchste Vollendung Seidlscher Lyrik in Hinsicht des Inhaltes und der Form tritt in den „Bifolien" (Wien, P. K. Sollinger, 1836; II. der Ges. Schr.) zutage; dieselben sind dem hohen Förderer des Geisteslebens in den Alpenländern, zugleich Freunde des Volkstums, S. k. Hoheit Erzherzog Johann, gewidmet und haben sechs Auflagen erlebt. Den Namen erklärt das Motto:

„Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart."

Es folgt noch 1840 von Sammlungen in hochdeutscher Sprache „Liedertafel" (Wien, Karl Gerold, I., S. 215 bis 291), 1853 „Natur und Herz" (Stuttgart, Ed. Hallberger; 2. Aufl. 1857; IV., 193 ff.), die Seidl selbst

eine „Lyrische Nachlese“ nennt; Hans Max hat aus dem dichterischen Nachlasse noch „Lyrisches und Epigrammatisches“ und „Französische Volkslieder“ (V., S. 93 bis 119) hinzugefügt.*) Der Dichter ist noch immer derselbe, wenn auch in den späteren Schöpfungen seiner Lyrik Betrachtung, Vergleich und Allegorie als greisenhafter Zug in den Vordergrund tritt. Es sind aber auch hier echte Perlen der lyrischen Muse zu finden, zumal ja Seidl viele solche in die Sammlung aufgenommen hat, die schon in seinen besten Jahren entstanden sind und von dem gleichen Jugendfeuer durchwärmt sind wie die frühesten Dichtungszyklen. So geben die „Herbstblätter“ („Natur und Herz“, S. 159) Zeugnis von der erfindungsreichen Art, wie der Dichter Vorgänge in der Natur in mannigfacher, immer neuer

*) In den zahlreichen Manuskripten des Dichters, welche von Frau Funke der Bibliothek der Stadt Wien gespendet wurden, sind zahlreiche wertvolle lyrische Dichtungen, die eine Neuausgabe Seidls in Betracht wird ziehen müssen, ebenso als gedruckte Ausschnitte Lieder und erzählende Gedichte, die in alten Zeitschriften und Taschenbüchern verborgen sind, so z. B. das schöne Liedchen „Wo?“ in „Gedenke mein!“, 1841, S. 277. Der Dichter verwendet seine Geistesprodukte auf die mannigfaltigste Art; so reproduziert er unter „Splitter und Devisen“ („Iduna“, 1845, S. 126 ff.) sogar teilweise die seinen Einzelwerken vorgesetzten Kernsprüche, wobei allerdings in Bekanntes vielerlei Neues eingefügt ist.

Nuancierung symbolisch zu deuten, seine eigene Seele in dieselben hineinzulegen versteht.

Ein grandioses Bild zerstörender Naturgewalten entwirft er in „Der Gletscherdurchbruch“ („Natur und Herz“, IV., S. 35). Daß sein Gemüt jung geblieben ist, bezeugen beispielsweise die gefühlstiefen, dabei in der Diktion melodiösen „Abendlieder“ (IV., S. 292 ff.). Wie in den schönsten Zeiten seiner Herzenswünsche und Träume dichtet er in „Die Brieftaube“ („Natur und Herz“, S. 232) und sagt mit wenig Worten vieles, das die Phantasie wie von selbst ergänzt; im „Walzerlied“ (IV., S. 343) weiß er die Takte des Wienerischen Tanzes in Worte zu kleiden. Langweilig wird er nur, wenn er bis in kleine Einzelheiten Vergleiche zieht (z. B. Johannisblume, IV., S. 246); auch in der ersten Zeit seines Schaffens liebte er, bezeichnende Parallelen aufzustellen, Kontraste aufzuzeigen, aber das geschah in der Art, daß in überraschender Pointe wie mit einem Schlage der Unterschied erhellte und der Einbildungskraft weiter Fernblick eröffnet ward. Vgl. „Der König und der Landmann“ (II., S. 59) und „Türmer und Totengräber“ (II., S. 325). Der Dichter steht aber nach wie vor im Banne der ewig jungen Natur (vgl. „Im Frühlinge“ in „Natur und Herz“, S. 397) und preist dieselbe als seine Trösterin im Motto (IV., S. 191): „Natur, du unerschöpflich neue, — Ersatz für längst Verlornes mir, — Wenn ich mich jetzt noch herzlich freue, — So ist's in dir, im Traum von

dir!" Die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Herrlichkeit ist ja dieselbe geblieben, nur er hat sich im Laufe der Zeit geändert, nicht im Grunde des Herzens, sondern nur in Hinsicht der Art der Aufnahme von Eindrücken der Außenwelt. Diese edle, tröstliche Selbsterkenntnis bringt er so schön in dem Gedichte „Selbsttäuschung" („Natur und Herz", IV., S. 369) zum Ausdruck:

„Und werde dir nur selber klar,
Und komm' einmal zur Ruh':
Die Welt ist eben, wie sie war,
Und wird so bleiben immerdar, —
Verändert bist nur du!"

Wie schön und in wie wechselnden Variationen hat er diese Welt, auch die in seiner eigener Brust von der Jugendzeit an bis in die Tage hinein, da seine Muse endgiltig verstummte, besungen! „Natur und Herz" hätte er füglich als Titel seiner ganzen Lyrik verwenden können. Zart und keusch, ja kindlich, wie im Volksliede, bietet er den Schatz seiner Empfindungen und die Gegenstände derselben, Freude an der Natur, Scheu vor deren Erhabenheit und deren Schrecken,*) Gottesfurcht,**)

Beispiele:

*) „Mein Frühlingslied" (I., S. 169); „Im Walde" (I., S. 221); „Frühlingskunde" („Natur und Herz", S. 9); „Wetternacht" (I., S. 52).

**) Z. B.: „Herr, du bist groß!" (I., S. 263); „Mein Heiland sieht herab auf mich. ." (II., 331; auch in der Lieder-

schwärmerische Freundschaft und Liebe,*) Begeisterung fürs Vaterland,**) und vor allem zu seinem lieben Wien mit seiner schönen blauen Donau und dem Stephansturm,***) Begeisterung für stolzes Selbstbewußtsein und Freiheit,†) nackensteifes, zähes Festhalten an Überzeugungen, die er nun einmal nicht ändern will, und wenn er auch merkt, daß sich die Gemeinde um ihn bedenklich lichtet. Selbst naive Freude an den stillen Familienfreuden,††) ja gewöhnliche Ereignisse des Lebenslaufes, Krankheit, Genesung und die Freude darüber †††), alles wird ihm zum Liede. Die Liebe zur angestammten Art veranlaßt ihn, hehre geschichtliche Gestalten der Vorzeit, bedeutende Ereignisse und Sagen

sammlung „Der Glaube". Eine Sammlung religiöser Gedichte von Bauernfeld, Seidl, Platen, Uhland, Zschokke ꝛc. Wien, 1854); „Das Vater unser" (II., S. 74).

*) „Ohne Liebe — keine Lust!" (I., S. 279); „Die Bestellung" (II., S. 94); „Liebchens Ferne" (I., S. 161); „Liebessehnsucht" (II., S. 159).

**) „Segne das Vaterland!" (I., S. 268); „An mein Vaterland" (II., S. 65).

***) „Lied an die Donau" („Brosamlin", S. 151); „An Wien" (I., S. 151); „An den Stephansturm" („Natur und Herz", S. 383).

†) „Die Totenfeier" (II., S. 88); „Selbst ist der Mann!" (II., S. 243); „Männerwaffen" (II., S. 356).

††) „Mein Wecker" (II., S. 121); „Vater und Kind" (IV., S. 424); „Am Geburtstage meines Kindes" („Liedertafel", S. 227).

†††) „Nach der Krankheit" („Natur und Herz", S. 386).

des Volkes, die er teils als Legende rein erzählend, teils als Ballade mit lyrischem Einschlag verwertete,*) in den Bereich seiner dichterischen Betrachtung zu ziehen. Wie das von ihm gepriesene Vorbild der mittelalterlichen Sänger, Walther von der Vogelweide (II., 99), ist er von hoher Achtung und Verehrung der Frauenseele erfüllt.**) Manche Balladen erheben sich zu Stimmungsbildern philosophischen Helldunkels.***)

Diese Vielseitigkeit in Hinsicht der Stoffe steht im Einklang mit der Verwendung der mannigfaltigsten Strophen- und Versformen von kurzen Reimpaaren bis zum Alexandriner und Nibelungenvers und der kunstvollen Form des Sonetts†) und der Siciliane.††) Seit

*) „Die Nonnen von Burgos"**) (Aurora, 1836, S. 125); „Die Gräfin von Querfurt" (II., S. 118); „Die Spinnerin vom Gamsgebirge" (I., 120); „Legende" (II., 127).

**) „Das Pilgerhemde" (II., S. 146).

***) „Der tote Soldat" (II., S. 248); „Das Glücksglöcklein" (I., S. 3).

†) In der Ausgabe von Calderons Werken (Wien, P. K. Sollinger, 1826, 2. Aufl. 1828), die von verschiedenen Kennern spanischer Dichtung besorgt wurde, so von Gries, v. Malsburg u. s. w., ist je ein Sonett Seidls jedem Stücke vorausgestellt. — Wie trefflich Seidl den spanischen Romanzenton trifft, zeigt „Der Schatz von Toledo" (II., 295).

††) I., S. 284 ff. Wegen der Verwendung der Sizilianer hieß Seidl in der Ludlamshöhle Zweipfiff (2 Pfiff = 2 Seitel), der Sizilianer.

seiner Studienzeit hatte er sich ja mit der Literatur alter und moderner Völker befaßt und fremde Schätze gehoben, deren Wert der Ausbildung seiner eigenen Muttersprache zugute kam (vgl. Elegien aus Alfons von Lamartine, I., S. 187 bis 215) und französische Volkslieder (V., 109 bis 119). Wie Seidl an seinen Versen feilte, geht aus den handschriftlichen Korrekturen hervor, die er an seinen in der Stadtbibliothek erliegenden Büchern und Manuskripten vornahm. Nirgends begegnen wir allerdings außergewöhnlichen Schwingungsweiten der Gefühle; er selbst wußte dies und schrieb als Antwort auf eine boshafte Kritik damals, als ihm, dem Totgeglaubten, diese vorwarf, daß er sich verflacht habe:

„Behaglich trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh"

(„Bitte" in „Natur und Herz", S. 371.)

Selbstgenügsam sagte er in dem Gedichte „Fried' und Lied" (II., 310) von seinem Dichten:

„Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Mit dem in den Vierzigerjahren anhebenden neuen Kurse der Ideen konnte er sich nicht befreunden, wie dies die Gedichte „Der Messias" (I., S. 113) und „An die moderne Muse" (II., S. 285) und sarkastische Epigramme (V., S. 101) klipp und klar zum Ausdruck

bringen. Er zweifelte an den Hoffnungen, die da eine neue helle Zeit verkündeten, und er nahm diesen Zweifel gesinnungstreu ins Grab. Daß er damit in vielen Stücken Recht hatte, führt Julius von der Traun im Vorwort zu den Ges. Schriften des Näheren aus (I., S. XVIII).

Ein Lichtstrahl fällt noch in die Abenddämmerung des poetischen Schaffens Seidls; es war seinem Texte der „Österreichischen Volkshymne" beschieden, zum Nationalgesange Österreichs zu werden.

Am 27. März 1854, also genau vor 50 Jahren, wurde durch Allerhöchstes Handbillett Sr. Majestät vom 27. März 1854 die von J. G. Seidl gedichtete „Österreichische Volkshymne" als authentischer Text erklärt. Fürderhin wurde sie in allen Gauen des Vaterlandes und allen Sprachen desselben nach Josef Haydns markiger und inniger Melodie gesungen. Das Bedürfnis nach Gleichförmigkeit des Ausdruckes in der Hymne, welche die Liebe des Volkes zum angestammten Herrscherhause und Vaterlande verkörpern sollte, hatte den Minister des Innern, Freih. Alex. von Bach, bestimmt, die kaiserliche Genehmigung eines authentischen Textes nach der in Fleisch und Blut des Volkes übergegangenen Melodie Haydns zu erbitten, was denn auch, nachdem 1853 eine öffentliche Konkurrenz ausgeschrieben worden war, erfolgte („Wiener Zeitung", Hauptblatt Nr. 85 vom 9. April 1854).

Haydns Melodie wurde zum ersten Male in Österreich 1797 gesungen; der älteste Text stammt von Lorenz Leop. Haschka (geb. Wien, 1. September 1749, gest. ebendaselbst 3. August 1827, in seiner Jugend Mitglied des Jesuitenordens).*) In Nagl-Zeidlers trefflicher „Deutsch-österreichischer Literaturgeschichte" (II., S. 335) ist der älteste Text mitgeteilt, dessen Bedeutung mit den Worten daselbst (II., S. 333) so treffend gekennzeichnet ist: „Haschka war berufen, die Worte zu jenem Liede zu dichten, in welchem der große öster-

*) Aus der reichen Literatur über die Entstehung und Fortentwicklung der Volkshymne zu der Gestalt, die ihr Seidl gegeben hat, sei hervorgehoben: „Vorrede der im k. k. Schulbücherverlag erschienenen offiziellen Publikation der Volkshymne", „Allg. Wiener Musik-Ztg." von Aug. Schmidt, II. (1842), Nr. 126 und Beilage. Das Originalmanuskript der Hymne wurde 1843 in der Hofbibliothek aufgefunden. — Ant. Schmid, „Jos. Haydn und Nicolo Zingarelli rc." Wien, P. Rohrmann, 1847. — Gottschalk Wedel in „Neue Zeitschrift für Musik", XVI, Nr. 39 und 40. — Austria „Österr. Universal-Kalender", 1847, S. 262 bis 268. — „Das „Gott erhalte". Entstehungsgeschichte und Erklärung der österreichischen Volkshymne" in „Abendstunden", 4. Heft, Wien, Prandl und Meyer, 1854. — Ludw. Böck „Zum Jubiläum der österreichischen Volkshymne" (12. Februar 1797) im „Wiener Neujahrs-Almanach", 1897, S. 51 bis 92). — J. Minor in der „Neuen Freien Presse", 18. August 1891. — O. Teuber und Dr. Fr. Schöchtner „Unser Kaiserlied". Wien, L. W. Seidel und Sohn, 1897. — Wochenschrift „Die Zeit", 1903.

reichische Tondichter Josef Haydn das Fühlen und Denken, von welchem in jenen schweren Tagen Fürst, Volk und Regierung gleichmäßig erfüllt waren, in ebenso schlichter als vollendeter Form zum Ausdrucke brachte; zur österreichischen Volkshymne, die, im Versmaß des ehrwürdigen „Tantum ergo“ geschrieben,*) zugleich Gebet und Volkslied ist.

Wird das Wort auch durch die Weise getragen, es liegt in der strengen Gliederung der Gedankenfolge, in dem einfachen Ausdruck tiefen Gefühles echt volkstümlicher Zug, so daß auch die späteren Fassungen des Textes in Wort und Gliederung mit richtigem Gefühl an Haschkas Text angeknüpft haben. Als die Hymne am 12. Februar 1797 zum ersten Male im Hofburgtheater zur Feier des Geburtstages des Kaisers in dessen Anwesenheit, zugleich in allen übrigen Schauspielhäusern Wiens und der Provinzhauptstädte gesungen wurde, waren drangvolle Zeiten: das Waffenglück und der Genius Bonapartes hatten den greisen Wurmser nach heldenhafter Gegenwehr zur Kapitulation von Mantua gezwungen. So ist die Hymne, die heute in allen Zungen der Monarchie ertönt, aus historischem Grund gewachsen und trägt in ihren Tönen die Stimmungen jener ruhmreichen Zeit von Geschlecht zu

*) Eine slovakische Tanzmelodie aus der Gegend von Rohrau, dem Geburtsorte Haydns, soll auch Motive abgegeben haben.

Geschlecht, ein Denkmal, dauernder als Erz, an österreichische Unverzagtheit bei schweren Schicksalsschlägen. Die ganze Treue, die Fürst und Volk in Österreich verbindet, die fromme Gottseligkeit und das frische, ungekünstelte Wesen der österreichischen Volksseele sind in Wort und Weise lebendig, die sich schnell und dauernd die Herzen aller eroberten. Daß Seidl der alten Melodie und Form neue herrliche Worte schuf, ist seine größte dichterische Tat."

Zu denjenigen, welche der Volkshymne eine feste Fassung zu geben versuchten, gehörte auch unser Dichterfürst Grillparzer. Unter Kaiser Ferdinand war zuerst ein Text von Karl von Holtei, später von Jos. Christ. Freih. v. Zedlitz gebräuchlich. Die landläufige Angabe, daß das Sterbehaus Seidls in der Alserstraße Nr. 18 der Geburtsort der Volkshymne gewesen sei, ist irrig; der Dichter wohnte damals in dem Hause der Laudongasse Nr. 12 (früher Herrengasse), welches in der Folge mit dem niederösterreichischen Findelhause vereinigt wurde. Über Seidls Gelegenheitsdichtungen vgl. S. 27, 39 und 50.

b) Mundartliches.

Seidl gelangte bei seiner Begeisterung für das Volkslied*) wie von selbst zur Beachtung desselben in

*) Daß er dem einheimischen und fremden Volksliede so begeistert sein Augenmerk zuwandte, kennzeichnet ihn als Romantiker. Er schließt die „Legende" (II., S. 127) mit den Worten, die er Christus in den Mund legt:

der Form der heimischen Mundart. Nach guter Vorbereitung hat er sich auf diese Aufgabe verlegt, wie die von ihm aufgezählte Reihe von diesbezüglichen Werken erweist, welche er zu diesem Zwecke einsah (III., S. 12).

J. F. Castelli hatte schon vorher dialektische Dichtungen in Schwung gebracht, doch war es nicht seine Sache, in den Geist bäuerlicher Gedankenkreise einzudringen; das mundartliche Wort war wohl da, aber es war und blieb eben eine Art Kuriosität, während es unserem Dichter vollauf gelang, aus dem Herzen seiner Landsleute zu lesen und die Sprache den so gewonnenen urwüchsigen Ideen stilvoll anzupassen. Woher der Name „Flinserln" genommen ist, wie ferner Seidl dazu kam, „Flinserln" zu schlagen und was er damit bezweckte, führt er selbst in der dritten Auflage derselben, die, Kaiser Ferdinand gewidmet, 1844 erschienen war („Gedichte in niederösterreichischer Mundart", Wien, P. K. Sollinger), aus. „Flinserln" sind ein leichter Metallschmuck, Flitterchen, und er schlug sie, seitdem er sein „Reschen" kennen und lieben gelernt hatte. Um das Publikum sofort über die Natur dieser Gedichtchen, mit denen er dasselbe tat, was J. P. Hebel

„Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg:
Volkslieder aber, wie Kinderstimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

für das Alemannische geleistet hatte, aufzuklären, fügte er schon dem 1826 herausgegebenen ersten Hefte der „Flinserln“ (1828) die erklärende Bezeichnung bei: „Oest'reichischi Gschdanz'ln, Gsang'ln und Gschicht'ln“. Nach 1828 erschien ein zweites Heft. Da er sogar merkte, daß seine Liedchen vom Volke gesungen wurden, so sendete er 1829 (schon von Cilli aus) ein drittes Heftchen zum Druck; er hatte ja Stoff in Fülle und erklärte daher in der Vorrede: „So lang das österreichische Land so herrlich, die österreichische Sprache so herzlich, das österreichische Herz und Gemüt so mitteilsam ist, kann es mir an Stoff nicht fehlen.“ Im vierten Heft, das er zugleich mit einer zweiten Auflage der früheren erscheinen ließ (1837), klangen ihm bei seiner Anpassungsfähigkeit an Land und Leute der Steiermark, seiner zweiten Heimat, schon steierische Volkstöne mit, wie er denn auch schon vorher „Flinserln“ unter dem Titel „Steierische Flinserln“ niederschrieb; (eine solche handschriftliche Sammlung, in der auch mehrfach die Musik notiert ist, befindet sich in der Wiener Stadtbibliothek, Karton I; Teile derselben, die eine Vorarbeit zu den „Almern“ darstellen, ließ er vorläufig in den verschiedensten Zeitschriften abdrucken). Die dritte Ausgabe von 1844, aus der Zeit, in der er wieder die Luft seiner niederösterreichischen Heimat atmete, hat unter „Kloani Kumödi-Gspiel“ das dramatische Idyll „'s letzti Fensterln“, welchem Hans Max in der vierten Auflage

(III., S. 251) das sinngemäß zugehörige „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fensterln" angefügt hat.

Der Erfolg dieser reizenden Almszenen auf hiesigen und auswärtigen Bühnen ist der klarste Beweis, daß Seidl sicherlich echte und unverfälschte Volksempfindung wiedergegeben hat. Die einfache dramatische Handlung wird ihm zum Anlaß für herzerfreuende Lieder; er wagte hier zum ersten Male, wie er selbst ausführt, „den Versuch, mitten im Dialoge, wo die Situation, . . wo Herz und Lippe fast unwillkürlich es fordern, das echte, originale Volkslied mit Ton und Wort anklingen zu lassen". Die lyrischen Einlagen, wie das Duett zwischen Mathies und Rosel gleich zu Beginn („Derndal, bist stolz, oda kennst mih nit?", III., S. 237) oder das Lied des Mathies („Nur hübsch langsam, hab'n s' g'sagt, nur hübsch langsam voran . .", III., S. 258) rissen stets zu stürmischem Beifall hin, besonders die Stellen, in denen das warme Vaterlandsgefühl des Dichters zum Ausdrucke gelangte, wie: „Wann's sein Hoamat betrifft, wann's sein'n Koasa geht an, — Stellt dár Östreichá allimal sein'n Mann!" Daß diese Lieder tatsächlich ins Volk übergingen, aus dem ja der Kern derselben stammte, und selbst an Konzert- und häuslichen Abenden allbeliebt wurden, gewährte dem Dichter angenehmste Genugtuung. Seit Seidl ist die Mundart Niederösterreichs, wie dies für die Oberösterreichs durch Stelzhamer ge-

schehen ist, zu einem geachteten Bestandteil der deutschen Literatur geworden; die Dichtungen eines Misson, eines Schadek und Hörmann in neuester Zeit müssen als durchaus vollwertige Erscheinungen gelten.

Seidl fühlte selbst, daß sich in seinen mundartlichen Sang während seiner Cillierzeit ein steirisches Element gemischt hatte. Bei dem hohen Grade der Anempfindung seines Dichtergenius an alles, was sein Herz berührte und seinem offenen und empfänglichen Auge für alles Schöne und Gute, das er in der schönen Steiermark während seines elfjährigen Aufenthaltes dortselbst vorfand, sammelte er „Almer, inneröfterreichische Volksweisen", die er erst 1850 herausgab (Wien, Karl Gerolds Sohn; IV. Bd. der „Ges. Schriften"), nachdem er einzelnes schon früher im „Wanderer" und in anderen Zeitschriften der Öffentlichkeit übergeben hatte. Erzherzog Johann, der unserem Dichter seine Huld so oft zu erkennen gab, war schon vorher derartigen ursprünglichen Weisen nachgegangen (mehrere teilt A. Schlossar in „Österr. Kultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark", Wien, W. Braumüller, 1879, mit); Seidl selbst beruft sich in einem Manuskripte (Wiener Stadtbibliothek, Karton III) auch auf eine Vorarbeit: „Die mit Nummern bezeichneten Lieder sind sämtlich aus einer, von Joh. Stangl, Lehrer in Voitsberg, im Jahre 1820 veranstalteten Sammlung entlehnt, welche sich gegenwärtig unter dem Titel

„Liedersammlung in der (?) Gegend von Voitsberg in den Händen Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Johann befindet.“ Die „Almer“ sind zum großen Teile Originalien in Lied und Wort des Volkes, die durch den Dichter nur in Hinsicht des Ausdruckes ausgeschliffen und abgerundet wurden. Er hat damit die weitere Hebung des Schatzes steirischer Volkslieder angeregt und vorbereitet; so ließ Schlossar, der so emsig seinen Spuren folgte, im Anschlusse daran erscheinen: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“ (Innsbruck, 1881). In der liebevollen Hingebung an steirische Volkseigentümlichkeiten war Seidl der eigentliche Vorläufer P. K. Roseggers, zumal er ja auch in Prosaschriften (Novellen und Wanderbüchern) die durch seine Wanderungen gewonnenen Erkenntnisse von Land und Leuten daselbst verwendete.

Ein Volksdichter geworden zu sein, ist für alle Zeiten die höchste Errungenschaft, die ein Dichter erhielt. J. G. Seidls Lieder wurden so zahlreich vertont, sowohl seine hochdeutschen als seine mundartlichen, daß dieser Umstand allein Beweis genug für den hohen Wert seiner Lyrik wäre. Dem von Wurzbach gegebenen Verzeichnisse seiner in Musik gesetzten Lieder seien hier noch einige eingefügt; zweifellos ist die Aufzeichnung noch nicht vollständig. Folgende Tondichter sind als Komponisten Seidlscher Lieder bekannt: Aro („Abschied“ und „Gruß“) Chotek; („Ehret die Frauen“); Esser („Der

tote Soldat"); Eitzenberger („Bild aus alter Zeit"); Fr. W. Fachus („Wiegenlied"); Fischhof („Schiffag'sangl", „Da lustigi Jágá", „Setz' di zu mir!" „'s Blinzeln"); Hedwig („Grund"); Hoven („Jägers Qual", „Die Uhr", „Aufschrift", „Jungfer Kanne"); Ipavitz („Vom lieben Monde"); Keßler („Wiegeng'sangl"); Fr. Lachner („Vergebliche Klage', An Sie"; handschriftlich im Nachlasse, Karton III); Löwe („Die Uhr"); Adolf Müller („Wiegenlied", „Der Wanderer an den Mond", „Vier Schüsse", „Mondeshelle", „Vergebliches Wandern", „Vöglein, mein Bote", „'s Almageh'n", ins Autographenalbum Ihr. Majestät der Kaiserin Elisabeth eingetragen); Gottfr. Preyer („Posthornklang", „Fragen", „Das Totenlichtlein", „Berg und Tal", „Fischers Abendlied", „Vöglein, mein Bote", „Die Brieftaube"); Heinr. Proch („Schmiedlied", „Nachtszene", „Täuschung"); Randhartinger („Schmiedlied", „Heilmittel", „Jägers Feierabend", „Da lustigi Jágá", „Schiffg'sangl', „'s Blinzeln", „Setz' di zu mir", „Zwei Lieder"); S. Sechter („Der Hirt am Felsen"); Franz Schubert*) („Die Unterscheidung", „Bei dir allein", „Die Männer sind mechant", „Irdisches Glück", „Widerspruch", „Am Fenster", „Sehnsucht", „Nachthelle", „Nachtgesang im Walde", „Wiegenlied",

*) In „Georginen" („Therese", S. 53) spricht Seidl „von meinem Schubert". Er achtete und liebte ihn besonders als Freund. Vgl. S. 24 ff.

„Die Taubenpost“, seine letzte Komposition; „Grab und Mond“, „Der Wanderer an den Mond“, „Das Zügenglöcklein“, „Im Freien“, „Gretchens Abscheu von der Liebe“, gedruckt im „Veilchen“, 1834, S. 43); R. Schumann („Blondels Lied“); V. A. Wagner („Da Dickschedl“, „'s Blinzeln“); E. Wenzel („Im tiefen Meer“, nach Parry); Ferd. Wiesner („Die Klage“, „Das Lied vom lieben Mond“); ferner komponierten Kamm, Novotny, Kücken, Titl, Franz von Suppé mehreres aus „'s letzti Fensterln“ u. s. w. Die dem Volksmunde abgelauschte Gegenständlichkeit des Dichters, wo seine Lyrik auf das Gebiet der Erzählung hinüberschreitet, hat sogar den Altwiener Maler Ant. Petter (1781 bis 1858), den Stammvater der bekannten Wiener Künstlerdynastie, veranlaßt, das Gedicht „Der Alpenjäger“, das schildert, wie ein von seinem Pürschgange zurückgekehrter Alpenjäger Weib und Kind rettet, nachdem sie eine Lawine verschüttet hat, und „Der Schmetterling“, das einen alten Sagenstoff behandelt, zum Vorwurfe zweier bekannter Bilder zu wählen. — Diese Gegenständlichkeit trieb Seidl auch an, sich im Drama zu versuchen, zumal ja das Ausgreifen nach allen Richtungen, in denen eine Betätigung möglich schien, im Geiste der Zeit lag.

2. Bühnenwerke.

Unseres Dichters dramatisches Können und Schaffen hängt vom Anfang an mit seiner Lyrik zusammen und

behält allezeit eine lyrische Grundstimmung, was schon bei Lebzeiten desselben durchschlagende und bleibende Bühnenerfolge hinderte und veranlaßte, daß derzeit, da in noch viel höherem Maße wie damals stramme Abwicklung der Handlung als Forderung an ein Drama gilt, seine Bühnenwerke beinahe vergessen sind. Bezeichnend, daß die Almszenen „'s letzti Fensterln“ und „Drei Jahrl'n nach'm letzten Fensterln“, in die zahlreiche Lieder eingelegt sind, noch heute nicht veraltet sind. Dieser volkstümliche Stoff verträgt dies, da der Jäger und die Sennerin auf der Alm tatsächlich ihr sonst eintöniges Dasein mit solchem Sange ausfüllen. Er gehört seiner Natur nach in dieses urwüchsige Leben und vor allem in das Liebesleben dort oben auf den luftigen Höhen. Das Tegernseer Bauerntheater hat die beiden Idyllen in sein Repertoire aufgenommen und vor ganz kurzer Zeit (16., 18. und 19. März 1904) über Anregung des Direktors Ranzenhofer im Jantsch-Theater in Wien unter großem Beifalle zur Darstellung gebracht.

Seidl kam zunächst durch das Streben, Geld zu verdienen, dazu, Bühnenwerke abzufassen. Zu Anfang des Jahres 1824 wurde sein Festspiel „Pannonia“ aus Anlaß der Eröffnung des Theaters in Pest daselbst aufgeführt. Im Theater an der Wien wurde als erstes seiner Stücke am 11. September 1824 (wiederholt am 12., 13. und 14. September) „Die Unzertrennlichen“, Lustspiel

(Traumbild) in drei Abteilungen nach d'Aubigny mit einem Vorspiel „Schwärmerei“ und einem Nachspiel „Das Erwachen“ von Ferd. Freih. v. Biedenfeld aufgeführt. Die „Theaterzeitung“ vom 2. Oktober 1824, Nr. 119, bringt den ganzen Inhalt und eine ausführliche Besprechung der Darstellung. Später erschien das Stück umgearbeitet als Lustspiel in zwei Aufzügen nach Théaulon, in welcher Form es 1847 im Theater zu Klagenfurt in Szene ging. 6. November desselben Jahres ging sein dramatisches Volksmärchen „Der kurze Mantel“,*) Musik des 1. Aktes von Ph. J. Riotte,**) des 2. von Josef von Blumenthal und des 3. von Ignaz Ritter von Seyfried, Kapellmeister am Theater an der Wien, in Szene („Abendzeitung“, 1825, Nr. 19). Es ist ein Melodrama mit Chorgesang und Tanz, das zwar gefiel und mehrmals nachher gegeben wurde, aber in der Kritik übel wegkam. Die „Theaterzeitung“ (1824, Nr. 137, S. 548) bezeichnet Seidl, „welcher sich bereits in vielen abgedruckten Gedichten als reichbegabt“ erwiesen habe, als „angehenden Theaterdichter“, dem noch vielerlei abgeht in der Ökonomie, in der Anlage des Stückes sowie Anwendung und Ausschließung der lyrischen Gestaltungen in den Szenen“. Die Sprache wird

*) Die Handschrift erliegt in der Stadtbibliothek (Karton I).

**) Philipp Jakob Riotte, geb. zu St. Wendel bei Trier am 16. August 1776, gest. 20. August 1856, blieb auch späterhin ein enger Verbündeter unseres Dichters.

als edel bezeichnet, hingegen getadelt, daß alte Tanzstücke in die dürftige Handlung eingelegt seien. Den Inhalt bildet ein Komplott, das von neidischen Damen gegen die keusche Blanche geschmiedet wird. Ihre Unschuld kommt, nachdem sie die Leiden der Verbannung erduldet hat, zutage, und mit wirkungsvoller Komik werden ihre Widersacherinnen beschämt. Am Josefstädter Theater wurde am 13. Dezember 1824 eine gelungene Parodie darauf gegeben. Kurz hernach kam ebenfalls im Theater a. d. Wien „Mantel und Becher", Zaubermärchen in drei Aufzügen mit Chorgesang und Tänzen, auch ein Kompagniestück (Musik von F. Lachner, Kapellmeister im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnertore), zur Aufführung. — Stolz mochte den Busen des jungen Dichters erfüllen, als am 1. August 1826*) sein Text (Übersetzung und Umgestaltung des Französischen von Scribe und Delavigne) in dem romantisch-komischen Singspiel in drei Aufzügen „Der Maurer und der Schlosser" von Dan. Franç. Auber im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnertore zur Verwendung kam („Abendzeitung", 1826, Nr. 274); derselbe war bis 3. März 1838 in Gebrauch. — 1830

*) Im Archiv der Generalintendanz der k. k. Hoftheater ist der 2. August als Tag der ersten Aufführung genannt. Seidl selbst gibt in der Ausgabe des Textes (Wien, J. K. Sollinger, 1827) irrtümlich den 1. August an. Es bewog ihn zu dieser Druckausgabe, wie das am 9. August 1837 niedergeschriebene Vorwort besagt, „der Beifall, welchen (seine) Bearbeitung des Maçon auf der hiesigen Opernbühne fand".

faßte er das Scherzspiel in einem Akt und Versen, „Die Müllerin von Mainz oder das Lobgedicht" ab (gedruckt in der „Aurora", 1840), wie seine eigenhändige Bemerkung zu dem in der Stadtbibliothek aufgestellten gedruckten Exemplare angibt, in der Zeit vom 13. auf den 14. August („angefangen am 13. August 1830, vollendet am 14. August abends 11 Uhr"). Die Handlung spielt in der Zeit Rudolfs von Habsburg. Das artige Stück wurde auf der Dilettantenbühne in Cilli 1835 aufgeführt, wo er der spiritus rector des geselligen Lebens überhaupt war; so war daselbst auch 16. Jänner 1831 die Faschingsposse „Verlegenheiten über Verlegenheiten oder Staberl als Lord und Arrestant"*), 11. Febr. 1832 „Das Bild" und 11. Febr. 1833 „Die Segensblume", letztere beiden Festspiele in einem Aufzuge und Versen zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Kaisers**), zur Darstellung gelangt. 1831 schrieb Seidl den Text zur Kantate „Die vier Menschenalter" von F. Lachner (gedruckt bei J. L. Wallishausser), welche im k. k. Redoutensaale, im k. k. Hofburgtheater, in Mannheim und anderwärts großen Anklang fand. In diesem Jahre nahm Seidl starken Anlauf, die Ruhmesleiter als Bühnendichter emporzuklimmen.

Sein dramatisches Gedicht in einem Aufzuge „Das erste Veilchen" ging über die Bretter des

*) Handschrift in der Wiener Stadtbibliothek (Karton I).

**) Abgedruckt im „Veilchen", 1835, S. 45 ff.

k. k. Hofburgtheaters; es scheint allerdings nur einen Achtungserfolg errungen zu haben, denn nach drei Wiederholungen (8. und 11. März und 11. April) verschwand es vom Spielplan. Die Zeit der Handlung ist 1205, Ort die Aue bei Wien. Der Stoff knüpft an die Sitte der Babenbergerzeit an, daß der, welcher dem Herzog das erste Veilchen am 1. Mai bringt, von diesem fürstlich belohnt ward. Der Minnesänger Harrand von Wildon, der Jutta, die Tochter des Försters Kuno liebt, erhält als Lohn seines Sanges das erste Veilchen, das der Herzog selbst gepflückt und damit die Hand Juttas. Kuno hat nämlich gerade diesen schier unerschwinglichen Preis für seine Tochter verlangt.

Das Stück ist abgedruckt in der „Aurora", 1833, geziert mit zwei schönen Stahlstichen von M. Hoffmann; der eine stellt Harrand von Wildon dar, wie er Jutta das erste Veilchen bringt; darauf folgt die Enttäuschung, indem Kuno erklärt, nicht das erste Veilchen überhaupt, sondern des Herzogs erstes Veilchen sei gefordert gewesen. Der zweite Stahlstich (siehe die Abbildung) stellt die Szene dar, wie Harrand seiner Braut das erste Veilchen des Herzogs an die Brust steckt. Das historische Kostüm ist mit feiner Kenntnis entworfen; das Genrebild ist freilich vorwiegend lyrischen Charakters; Harrand von Wildon preist Wien und Österreich, indem er seine Ankunft daselbst schildert; ergreifend ist des Herzogs Gebet für

das Wohl seines Landes; der ganze Ton ist der eines provençalischen Liederspieles; wie schön, an das höfische



Lied in Wort und Sinn anklingend, singt Harrand von Wildon das Lob des Veilchens, der Blume des Frühlings und der Liebe („Aurora", 1833, S. 112):

„Sei mir gegrüßt herzinniglich,
Du Blümchen hold und minniglich,
Blauäugelein der Flur!
Aus deinen Blicken spricht
So fromm und licht
Die Seele der Natur!

Was fühlt und lebt,
Das neigt sich dir,
Des Herzogs Hut selbst beugt sich dir
Du bist ihm nicht zu schlecht!
Er liest der Menschheit
Stilles Glück
In deinem Blick
Und daran tut er recht.

Du bist der Liebe zartes Bild,
Der Unschuld wohlgeartet Schild
Drum steck ich dich mit Lust,
Dieweil's mein Herr und Herzog will
Recht wonnig still
Der Unschuld an die Brust."

Die Theaterzeitung (1831, Nr. 34 vom 19. März) ist voll des Lobes für das anziehende Bühnenstück, das sich auch heute noch ganz wohl sehen lassen könnte. „Im Sammler" (1831) ist ein begeistertes Loblied von Max Letteris enthalten: „An J. G. Seidl. Nach der ersten Aufführung seines dramatischen Gedichtes „Das erste Veilchen" am k. k. Hofburgtheater." Die Rollenverteilung war folgende: Herzog Leopold der Glorreiche

— Herr Anschütz; Kuno, Förster in der Au — Herr Heurteur; Jutta, seine Tochter — Mme. Fichtner; der Gast (Minnesänger aus Steier) — Herr Loewe.

1833 schrieb Seidl den Text zu der Oper „Der Sturm oder die Geisterinsel" (nach Shakespeares „Sturm") von J. Ph. Riotte, die in Brünn am 23. Sept. 1833 unter großem Beifall zur Aufführung gelangte (angez. in der „Abendzeitung", 1833, Nr. 170 und der „Brünner Zeitung" vom 22. September 1833). 1840 wurde sein zweiaktiges Lustspiel „Jeannette und Hannchen" in Graz gegeben. Einen Mißerfolg hatte der Dichter, als er im Jahre 1841 nach der Idee des Kapellmeisters Ed. Freih. von Lannoy einen erklärenden und verbindenden Text zu dem fast vergessenen Ballett L. v. Beethovens „Die Geschöpfe des Prometheus" schrieb. Die Aufführung im ständischen Saale, in einem „Concert spirituel", bei dem Mad. Rettich den Text rezitierte, bedeutete einen Durchfall, weil, wie Seidl in einem Briefe nach einer in München mit Beifall aufgenommenen Darstellung*) am 25. Februar 1856 schrieb (Ostdeutsche

*) In München in Schurichs Verlage gedruckt unter dem Titel: „Ludw. van Beethovens Musik zum Ballette „Die Geschöpfe des Prometheus", poetisch eingeleitet und erläutert von J. G. Seidl." — Unter gleichem Titel war der Text schon in J. Schickhs „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode" (1841, Nr. 52 und 53) enthalten. In dem in der Stadtbibliothek (Karton III) erliegenden Stücke aus dem Nachlasse

Post, 1856, Nr. 56), „das Konzert mit Nummern überfüllt und das Publikum nicht mehr frisch genug war, nach den früheren Genüssen diese Symphonien als Schluß hinzunehmen.“ Auch eine von Georg Hellmesberger 1853 in Wien veranstaltete Aufführung, bei der Mad. Weißbach den Text sprach, hatte wenig Erfolg. — Ein glückliches Theaterjahr war für den Dichter das Jahr 1844. Am 30. März 1844 (nicht 1843, wie Wurzbach angibt), ging seine „Lucretia“, Trauerspiel nach M. Ponsard, am k. k. Hofburgtheater in Szene. Da er damals an Gicht litt, konnte er der Première nicht anwohnen, weshalb der Hofburgschauspieler La Roche ihn von der Wirkung des Stückes brieflich in Kenntnis setzte. Der Brief vom 31. März (im Nachlasse, Stadtbibliothek, Karton III) berichtet: „Mit großem Vergnügen zeige ich Ihnen an, daß die Aufnahme der „Lucretia“ eine brillante war. Zum Schluß wurden Sie gerufen und ich dankte in Ihrem Namen.“ Das Stück wurde am 9., 21. und 25. April, 2. Mai, 19. August und 3. Dezember 1844 und 18. März und 16. April 1847 wiederholt, im ganzen also 9mal gegeben. Die Hauptrollen waren in folgender Weise verteilt: Sextus Tarquinius — Herr Lucas; Junius Brutus (der Blöde) — Herr Loewe; Julia, dessen

des Dichters ist mit dessen Handschrift notiert: „Am 25. Febr. 1856 im Odeonssaale in München mit enthusiastischem Beifalle aufgeführt.“

Gattin — Mme. Rettich; Valerius Publicola — Herr Weber (später Korner); Lucretius — Herr Hörtel (später Anschütz); Lucretia, dessen Tocher — Dlle. Englhaus; Collatinus, deren Gatte — Herr Rettich. Durchschlagenden Erfolg erntete Seidl auf der Bühne mit seinen mundartlichen Dichtungen. Hatte er schon vorher manchen Erfolg mit Kleinigkeiten, Liedereinlagen rc. zu verzeichnen (vgl. „Vorrede“ zu den „Gedichten in niederösterreichischer Mundart“, III., S. 11 und 12), so fand „'s letzti Fensterln“, mit „National-G'sangl'n“, und das unmittelbar danach, jedenfalls noch 1844 abgefaßte „Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterln“, Nachspiel, ungeteilten Beifall im In- und Auslande. Über „'s letzti Fensterln“, abgedruckt in den „Gedichten in niederösterreichischer Mundart“ 1844, sagt der Dichter in der Vorrede, daß es „sein Schicksal auf der Bühne erst zu gewärtigen“ habe. Nun ist Seidls „Drei Jahrl'n nach'n letzt'n Fensterln“ (Wiener Theaterrepertoire von Wallishausser, 301. Lieferung) mit der Anmerkung versehen: „Zum ersten Male aufgeführt im k. k. priv. Theater an der Wien am 11. Dezember 1844“; mithin schrieb der Dichter diese Fortsetzung zu „'s letzti Fensterln“ nicht, wie Hans Max (III., V.) angibt, „in den Fünfzigerjahren“, sondern beide Stücke haben schon von 1844 ab ihren Triumphzug über eine Menge von Bühnen Österreichs und Deutschlands gehalten. Seidl selbst notierte in sein Handexemplar der „Gedichte in

niederösterreichischer Mundart“ (Stadtbibliothek Sign. A 24304 als handschriftliche Fußnote zu der obengenannten Stelle, daß „'s letzti Fensterln“ erst sein Schicksal auf der Bühne zu gewärtigen habe, nachträglich: „Aufgeführt in Wien, Linz, Gratz, Wiener Neustadt, München, Regensburg, Baden, Brünn, Hietzing, Preßburg.“ Am 28. September 1849 wurden die beiden Stücke bei einer Akademie zu Ehren des Feldmarschalls Grafen Radetzky vom Frauen-Wohltätigkeitsvereine in Wien (zum Besten des für verwundete Krieger gegründeten Spitales in Hietzing) im k. k. Hoftheater n. d. Kärntnertore, später auch am Karltheater u. s. w. gegeben. — 4. November 1844 wurde im Josefstädtertheater Seidls Lebensbild in einem Aufzuge „Das verlorene Kind“ aufgeführt, eine dramatische Gelegenheitsdichtung zur Feier des Namensfestes Ihr. Majestät der Kaiserin-Mutter Karolina Augusta als obersten Schutzfrau der Kinderbewahranstalten in Wien, 1846 das Festspiel „Carniolia“ in Laibach aus Anlaß der Eröffnung des dortigen Theaters und 2. Februar 1857 „Eine Ode des Horaz“ nach M. Ponsards „Horace et Lydie“ im Theater an der Wien; an letzterem Stücke rühmt die Theaterzeitung (1857, Nr. 28, S. 119), daß Frau Gabillon als Lydia, Herr Gabillon als Horaz die „pikanten Neckereien“ des Stückes, das dem Stoffe nach antik, dem Geiste nach modern sei, trefflich zur Geltung gebracht hätten.

Lange hat Seidl um die Siegespalme auf der Bühne gerungen; der Erfolg war gering. Er zersplitterte in zu vielen Richtungen seine Kräfte. Erbe arbeitete alles Mögliche, vom lyrisch-dramatischen Scherze und Märchen aufwärts bis zur fünfaktigen Jambentragödie, einheimische und fremde Stoffe. Viele seiner dramatischen Arbeiten sind auf dem Papier geblieben, ja manche werden erst jetzt aus dem in der Stadtbibliothek erliegenden Nachlasse des Dichters bekannt; ich begnüge mich diesbezüglich mit der chronologischen Aufzählung: „Das Monatszimmer, dramatische Anekdote" („Aurora", 1829, S. 61 ff.);*) „Propertia Rossi, Trauerspiel in einem Akt" („Aurora", 1830, S. 3 ff.); „Allein sein ist nicht gut. Häusliches Gemälde in einem Aufzuge und Versen" („Aurora", 1830, S. 49 ff.); „Hektor, Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Napoleons Plane von J. Ch. J. Luce du Lancival" (Wien, Pfautsch und Kompagnie, 1843);**) „Manuela, Schauspiel nach Pitre-Chevalier" („Aurora", 1845; Ort: Panola in Altkastilien; Zeit: 1838; Stoff aus dem Bürgerkriege zwischen den Karlisten und Christinos); „Der Friseur von Paris. Lust-

*) Hat die Bemerkung: „Angenommen im k. k. Hofburgtheater" (aufgeführt wurde das Stück nicht).

**) 1. Februar 1843, gerade 34 Jahre nach der ersten Aufführung des Stückes im Théâtre français in Napoleons Anwesenheit, gab er die Übersetzung als „literarische Kuriosität" heraus. Es war aber eben nichts als eine Kuriosität

spiel in drei Aufzügen nach Dumanois und Clairville", „eingereicht am 24. November 1848" (wahrscheinlich ins Burgtheater), wie auf dem Manuskripte (Stadtbibliothek, Karton I) zu lesen ist. Nicht datiert, wahrscheinlich nach Schrift und Papier zu schließen, aus den Dreißigerjahren, stammen folgende in der Stadtbibliothek (Karton I) aufbewahrten Manuskripte oder Abschriften: „Saul. Trauerspiel in 5 Aufzügen nach Alexander Soumêt"; „Das gelöste Wort oder: Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Arnaults „Pierre de Portugal". „Die beiden Königinnen oder die Begegnung in Helsingöer. Komische Operette in 2 Aufzügen nach Frédéric Soulié und Arnault, Musik von G. Hellmesberger"; „Sarolta, romantische Oper in 3 Aufzügen von J. C. Bernard und J. Gabr. Seidl, Musik von Horzalka"; „Die Heimkehr des Odysseus, Drama mit Chören in 3 Aufzügen nebst Prolog und Epilog von F. Ponsard; aufgeführt am Théâtre français, 18. August 1854"; „Bianca Capello, dramatisches Gemälde in 5 Abteilungen mit einem Vorspiel aus dem Italienischen des Giovanni Sabatini, mit Rücksicht auf die deutsche Bühne bearbeitet; auch zu der nie zur Aufführung gelangten Oper von Gottfried Preyer „Die Freimannshöhle" hat Seidl den Text geschrieben, ebenso einen verbindenden Text für Meyerbeers Musik zur Tragödie „Struensee" von dessen Bruder Michael Beer. Ob ein im Archiv des Burgtheaters er-

liegendes, mit „Seidl“ gezeichnetes Lustspiel „Der Fehler in formalibus“ (Abschrift) unserem Dichter angehört, läßt sich nicht feststellen.

3. Prosa-Dichtungen.

Man hat für Seidls Prosa-Dichtungen, die er als „Novellen“ oder „Novelletten“, auch kurzweg „Erzählungen“ bezeichnet, wenig Vorliebe. Mit Unrecht! Mit Unrecht wenigstens, wenn man die herrschende Mode als Richterin bestellt. Im Geschmack und Geiste eines verflossenen Zeitalters abgefaßt, ursprünglich meist abgedruckt selbst in periodischen Zeitschriften, Almanachen rc., müssen diese Dichtungen auch nach der Eigenart des Milieus, in dem sie entstanden sind und zu dem sie eigentlich voll und ganz gehören, betrachtet werden. Die hier in Betracht kommenden Sammlungen sind: „Erzählungen.“ Wien, J. P. Sollinger, 1828 (III. Band der „Dichtungen“); „Georginen, gesammelte Erzählungen für Frauen“, Grätz, J. A. Kienreich, 1836 (der Frau Louise Gräfin von Attems, geborenen Gräfin Inzaghi gewidmet); „Brosamlin, ein Buch für Jünglinge“; mit drei Kupfern. Wien, H. F. Müllersche Kunsthandlung, 1836; „Novelletten.“ Wien, J. P. Sollinger, 1839 (Mathias Constantin Grafen von Wickenburg, Gouverneur der Steiermark, gewidmet); „Episoden aus dem Romane des Lebens.“ Wien, bei

Tendler und Schaefer, 1839. Mit einem Stahlstich „Hannchen“ von J. Krepp nach Zeichnung von Mezler; „Laub und Nadeln“, 2 Bände; Wien, bei A. Pichlers sel. Witwe, 1842; 2. vermehrte Auflage ebendaselbst, 1845; fürs Ausland in Kommission bei Braumüller & Seidel (Sr. Exzellenz dem Grafen Moriz von Dietrichstein, Obersthofmeister J. M. der Kaiserin Maria Anna, gewidmet); 3. Auflage. Wien, Wilh. Braumüller, 1871; „Laub und Nadeln“ ging hervor aus „Bilder ohne Rahmen“, Erzählungen, Novellen, Sagen und Geschichten, 2 Bändchen, Wien, Pichlers sel. Witwe, 1841; „Pentameron“, Wien und Leipzig, Tauer und Sohn, 1843. Es war Seidls Gewohnheit, meist solche Novellen, die in Taschenbüchern bereits veröffentlicht und günstig beurteilt worden waren, in geschlossene Sammlungen zu vereinigen. Seidl hat sich schon sehr zeitlich als Erzähler in periodischen Schriften bewährt; seine „Erzählungen“ im 3. Bande seiner gesammelten Dichtungen (1828) sind alle bereits vorher veröffentlicht gewesen. „Der Karneval zu Florenz“ war bereits im „Berliner Gesellschafter“, „Szenen aus den Flitterwochen“, eine humoristische Geschichte von unbegründetem Mißtrauen und der Heilung desselben, im „Dresdener Merkur“, „Vier Gänge zum Strande“, eine antikisierende Betrachtung, die als höchstes Glück den Genuß des Lebens feiert, in der „Wiener Zeitschrift für Literatur, Theater und Mode“, „Die Christmette“ im Taschenbuch „Au-

rora" (1827), das Phantasiestück „Der unbekannte Freund" mit ritterlich-mittelalterlichen Motiven in der „Mannheimer Charis", „Der Philosoph" (nach französischem Muster) in Seyfrieds „Gesellschafter im Volksgarten". Die „Georginen" enthalten sieben Novellen: „Minna" (1830); „Therese" (1828); „Allydia" (1828); „Justine" (1834); „Rosalina" (1835); „Karoline" (1832); „Marietta" (1832). Mit den vom Dichter selbst angefügten Jahreszahlen ist die Zeit der Abfassung angegeben. Die „Novelletten" umfassen sechzehn Stücke: „Die Kadenz"; „Seite 69"; „Thomas Damascena"; „Die Zurechtweisung"; „Die Moral in Bonbons"; „Der Theaternarr"; „Der Leiermann"; „T. S."; „Der Kampf um die Braut"; „Der tödliche Knopf"; „Die Melioranten"; „Magdalena die Dreizehnte"; „Ein Tag auf der Glashütte"; „Der geliehene Brautring"; „Buonamico Buffalmaco" und „Stumme Rache". In „Episoden aus dem Romane des Lebens" sind behandelt: „Dr. Faust am Riederberge"; „Der lebendige Schatten"; „Das Gelegenheitsgedicht"; „Der Annaball"; „Das Blumenstück". „Laub und Nadeln" (1. Auflage) enthält: „Das goldene Ringlein"; „Cornelia Fieramonti"; „Der Invalide"; „Das Ballkleid"; „Schloß Nonsuch"; „Zu den schützenden Stiefeln"; „Das Nordlicht"; „Die Kinder der Natur"; „Arabella von Byrnswack"; „Meister und Schüler"; „Das Schloß des Liebenden" (I. Band); „Die weiße Rose";

„Der Kapitalist wider Willen“; „Der Kornett“; „Die große Woche“; „Schuld und Wahn“; „Fra Pizzo“; „Der alte Deserteur“; „Die feindlichen Nachbarn“; „Die Blaue“; „Juana“ (II. Band). In der 2. Auflage ist der I. Band durch „Sie ist versorgt“, der II. Band durch „Die erste Kur“ und „Die Zwillinge“ vermehrt. „Pentameron“ umfaßt fünf Novellen, wie der Dichter eingangs rät, für fünf Tage als Lektüre, „als Gabe für fünf Tage“: „Kunst und Liebe“; „Der Vogel Kurios“; „Das Uhrmacherhaus“; „Die Schweden vor Olmütz“; „Die Spieluhr“.*) Er drückt in der Vorrede zur letztgenannten Sammlung Kritiken maßgebender Blätter („Berliner Modespiegel“; „Korrespondenzblatt“; „Humorist“; „Österreichisches Morgenblatt“; „Dresdener Abendzeitung“; „Blätter für Literatur und Kunst“;

*) Von all den genannten Novellen hat Hans Max in die Ges. Schriften aufgenommen: „Vier Gänge nach dem Strande“; „Rosalina“; „Faust am Riederberge“; „Der Vogel Curios“; „Das Uhrmacherhaus“; „Der Leiermann“; „Der Kampf um die Braut“; „Der tödliche Knopf“; „Ein Tag auf der Glashütte“; „Stumme Rache“ (I. Abteilung, V., S. 119 bis 325). „Die erste Kur“; „Schuld und Wahn“; „Cornelia Fieramonti“; „Schloß Ronsuch“; „Arabella von Byrnswack“; „Das Schloß des Liebenden“; „Sie ist versorgt“; „Die Blaue“; „Juana“ (II. Abteilung, VI., S. 3 bis 260). Die Auswahl ist für die Erkenntnis der Eigenart der novellistischen Arbeit Seidls ungenügend. Es fehlt z. B. seine schöne historische Novelle „Die Schweden vor Olmütz“ (vgl. S. 131).

„Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode") ab und beruft sich hierbei auf die Übung bei alten Schriftstellern, die „Testimonia" oder „Encomia" an die Spitze ihrer Werke stellten. Zum größten Teile waren auch diese Novellen schon vorher in Taschenbüchern verwendet worden, so „Dr. Faust am Riederberge" in „Gedenke mein" (1833), „Der Annaball" in „Gedenke mein" (1835), „Das Gelegenheitsgedicht" in „Gedenke mein" (1826), „Kunst und Liebe" in „Gedenke mein" (1841), „Die Schweden vor Olmütz" in Tolds „Fortuna" ꝛc.

Gewöhnlich empfängt der Dichter die Anregungen zu seinen Erzählungen durch einen äußeren Anstoß; im Sinne der Gemütlichkeit, aber auch Gemütstiefe, in gewissem Sinne Rührseligkeit des Wiener- und Österreichertums jener Tage, spinnt er dann in Ereignisse und um Personen, die uns gewöhnlich oder geringfügig scheinen mögen, seine subjektiven Zutaten, behaglich breite Naturschilderungen, philosophierende Betrachtungen, lobende oder tadelnde Urteile, kurz, es taucht überall im Hintergrunde die liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters selbst auf; diese Verschmelzung objektiver Dichtungsmethode einerseits mit so ausgesprochen subjektiven Verknüpfungen anderseits ist etwas für den Vormärz überhaupt Charakteristisches; auch Adalbert Stifter ist gänzlich in diesem Fahrwasser. Wie dieser hat auch Seidl gerne gerade das, was nach gewöhn-

lichen Begriffen als unbedeutend betrachtet wird, das Leben auf der Straße, das Leben in der Familie, Hausgeschichten zum Gegenstande seiner Erzählungen gemacht und er sucht und findet gerade in diesen Regionen der goldenen Mittelstraße das Poetische des Erdendaseins, sowie dies Stifter logisch und psychologisch insonderheit in seiner anmutigen Studie „Aus der Mappe meines Urgroßvaters" begründet. Es war in dieser Hinsicht, daß man selbst das Gewöhnliche poetisch ausnutzte und eine Art Pendant zur Genremalerei schuf, gewiß eine glückliche Zeit, weit von aller Nervosität; mag uns diese Richtung spießbürgerlich und philiströs erscheinen, so verdient sie schon deshalb volle Wertschätzung, weil sie eben der getreue Ausdruck einer wenig tatkräftigen, schreib- und redeseligen, gefühlsüberschwenglichen Epoche ist, die so in der Natur geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung lag wie die Ruhe vor dem Sturme.

Die Menschen von damals, die Väter der späteren schlimmen Revolutionsleute, dürsteten nun einmal nach Novellen und gerade nach solchen, wie sie Seidl schrieb, solchen, in welchen bei spannenden Punkten mit liebevoller Betrachtung Halt gemacht, wohl auch, wenn die Empfindungen eine gewisse Temperaturhöhe erlangt hatten, ein Lied oder Spruch eingeschaltet wurde, kurzum solchen, in denen die Sachen ebensowenig rasch und stürmisch verliefen, wie sonst alles im öffent-

lichen Leben, in welchem das Auge des Gesetzes jede größere Fluktuation von Gesinnungen und Arbeiten mit väterlicher Fürsorge verhütete. Ernst Freih. von Feuchtersleben, der seine Zeitgenossen und zeitgenössische geistige Strömungen in so scharfen Silhouetten festhält, kennzeichnet diese Erscheinung in „Lebensblätter", S. 48 (2. Bändchen der „Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie", Wien, Stöckholzer von Hirschfeld): „Nur Novellen, nur Novellen! das ist das panem et circenses des modernen Publikums . . ."; er bekämpft als Anwalt der Novellen des Inhaltes aus dem Alltagsleben die Definition, die Goethe Eckermann gegenüber von dieser Dichtungsgattung aufstellte: „Die Novelle ist eine unerhörte, sich ereignete Begebenheit!" Feuchtersleben stützt sich bei seiner Deduktion auf die von Boccacio, dem Vater der Novelle, dargebotenen Muster; nur fordert er, über diese hinausgehend, inneren Gehalt, einen bestimmten Sinn als Kern, um den sich die Handlung wie eine Schale legt. Das ist es also, was in Seidls Zeit von einer Novelle erwartet wird und was Feuchtersleben meint, wenn er da kritisch untersucht, „was wir Modernen, was wir Deutsche von einer Novelle wünschen . ." (S. 50).

Am klarsten wird Seidl in jenen Novellen und novellistischen Erzählungen dieser Forderung gerecht, in denen er vorgefaßte didaktische Zwecke verfolgt. Diese Tendenz schlägt bei ihm, dem Schulmanne, oft

genug vor; jeder Mensch und besonders der Dichter ist das Kind seiner Verhältnisse. Ein Berufsdichter allein und nur Dichter war Seidl nicht. Diese Menschengattung, die in Deutschland mit der idealen Erscheinung Klopstocks anhebt, existierte damals in Österreich nicht, Nik. Lenau abgerechnet, dessen unstätes Wanderleben ohne die Verankerung durch eine bürgerliche Stellung als eine Abnormität empfunden wurde. Zu Lenau bildet unser Dichter den Gegenpol.*) Seidl ist für seine Zeit bei aller dichterischen Begeisterung ein Normalmensch, wie er sein soll. Wie er in seiner Lebensführung ein getreues Abbild der landläufigen Anschauungen ist, so auch in seinem dichterischen Schaffen. Einen rein belehrenden Zweck verfolgt er mit seinen Erzählungen in „Brosamlin", welches Buch er zunächst „für Jünglinge" herausgegeben hat, dann aber auch für weitere Kreise, denen es zugute kommen kann. Das Motto besagt:

„Zwar hab' ich die jungen Herzen heut'
Zunächst zu Tische geladen;
Doch, denk' ich, es würde, was er beut,
Den älteren auch nicht schaden."

*) Jak. Zeidler kennzeichnet in seiner trefflichen Schrift „Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt". (3. Heft, 1903, der Zeitschrift „Die Kultur", herausgegeben von der Österr. Leo-Gesellschaft in Wien) den Unterschied zwischen den beiden Dichtern (S. 208 ff.).

„Brosamlin“ („Brosämchen“) nennt er nach einer gleichgearteten und gleichbenannten Sammlung des Joh. Geiler von Kaisersberg, des berühmten Predigers der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, diese „Speisekörner . ., abgefallen von dem reich gedeckten Tische der Geschichte, des Lebens und der Dichtung“. Seidl selbst erklärt, daß er seinen Lebensberuf und seine künstlerische Sendung als zwei Wege nach einem Ziele betrachte: „Es ist mein selbstgewählter Beruf im Leben, für die Bildung vaterländischer Jugend, wenn gleich in engem Kreise, zu wirken, warum sollte ich nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, dasselbe auch in der Kunst zu tun, welcher ich, seit mehr als zwölf Jahren, meine besten Kräfte wenigstens auf eine solche Art zugewendet zu haben glaube, daß man mir die Reinheit der Absicht und den Ernst der Bestrebung nicht bestreiten wird (Vorwort, S. V). Und er schließt seine Vorrede mit dem Hinweis darauf, daß man auch mit Stoffen aus dem alltäglichen Leben seinen poetischen Zweck erreichen könne:

„Nicht bloß den Sturm, der, mächtig, droben
Auf Sonnenhöh'n, in Wipfeln wühlt,
Man mag wohl auch den West sich loben,
Der, kosend, mit den Blumen spielt.“

(Vorrede, S. VI).

Wie der Verfasser dies meint, zeigt sich recht klar an den Geschichten: „Du Glücklicher! Erinnerung aus

meinem Leben“, S. 1 ff., „Der Herr verläßt die Seinen nicht! Bruchstück aus einem Reisetagebuch“, S. 89 ff., „Hätt' ich das gewußt! Wahre Geschichte“, S. 19 ff., und „Hanswurst und Puppe. Aus den Fantasien eines Kindes“, S. 117 ff. Welch einfache Handlung gibt den Hintergrund des Stückes „Du Glücklicher!“ ab! Seidl, der soeben seinen Vater durch den Tod verloren hat, sieht in der gewohnten Stammkneipe einen jungen Menschen mit seinem Vater und beneidet ihn um das Glück, noch diesen zu besitzen. Ein andermal erscheint derselbe junge Mann ohne seinen Vater; dieser ist gestorben. Der gemeinsame Verlust eint die beiden im Schmerze der Entsagung.

Die kurze Erzählung ist eine feine psychologische Studie, ein warmes Stimmungsbild, das unseres Dichters Gefühlstiefe aus einer für ihn hochbedeutsamen Episode seines inneren und äußeren Lebens erkennen läßt.

In „Der Herr verläßt die Seinen nicht!“ schildert er ein Erlebnis aus der Zeit, da er als fahrender Scholare in die Weite zog und die Gastfreundschaft des gütigen Pfarrherrn aufsuchte, in „Hätt' ich das gewußt!“ eine Tagesneuigkeit, den Selbstmord eines Vereinsamten, neben dessen zerschmetterter Leiche der treue Hund als letzter Freund sitzt, in der humorvollen Skizze „Hanswurst und Puppe“ die Phantasie eines Wiener Kindes, die in den Marktbuden um den

Stephansplatz den Schauplatz ihrer Betätigung finden. Er führt uns bekannte Wege, so rund um den Stephansturm, längs der dürren, bereiften Rüsternalleen der Bastei im späten Herbste, aufs Glacis vor dem Stadtwalle; er erzählt uns Alltägliches und weiß aus all diesen gewöhnlichen Erscheinungen und Ereignissen einen Schatz von Empfindungen zu heben, lauteres Gold, denn er ist ein Optimist vom Scheitel bis zur Sohle und wie er im Liede die Welt so schön und herzerfreuend findet, so hier in der Prosa des Lebens, der er in Lust und Leid immer neue Lichtseiten abzugewinnen weiß. Dies der Kern vieler seiner Novellen, der hier, wo der Zweck von vorneherein ein lehrhafter ist, ganz klar durch die allerdings dürftige Hülle der Handlung blickt. Und wie weiß er sich auch in fremde Seelen zu versenken, so in „Hanswurst und Puppe" in die Seele des Kindes! Eine zeitgenössische Dichterin, Bertha Kehren, hat in „Rheinische Kinder" für die Kinder ihres Rheinlandes ein gleiches Herz und Verständnis erwiesen und gezeigt, daß man über die Ereignisse in der Kinderseele auch heutigen Tages ein ganzes Buch schreiben kann. Seidls Optimismus macht sich mitten im Texte in Versen Luft:

„Verzage nicht, o Mensch! und schilt dich nicht allein;
Wer Menschen menschlich sucht, dem sind sie nimmer Stein;
Und wären's Menschen nicht, selbst Tiere können fühlen,
Und, tierisch treu gesinnt, den Trieb nach Treue kühlen;

Und wär' es auch kein Tier, noch glänzt ja Mond und Stern,
Und tritt dem Herzen nah', ist er dem Blick auch fern;
Und wär's nicht Mond, noch Stern, noch lebt ja Blüt' und Blume;
Ist Alles doch belebt in Gottes Heiligtume."

Diese Weltanschauung, die dem nüchternen Geiste unseres Zeitalters überschwenglich scheint, bleibt die Grundfarbe aller späteren Novellen Seidls und hindert schon prinzipiell, daß in denselben das zum Ausdrucke käme, was Goethe von der Novelle fordert, „eine unerhörte . . Begebenheit".

Die „Brosamlin" enthalten an Prosastücken außer diesen novellistischen Erzählungen, dem lehrhaften Zwecke des Buches entsprechend, Geschichten und Schwänke (alten Chroniken nacherzählt), darunter auch historische Stoffe, in denen er eine Moral zur Geltung bringt: 1. „Concordia"; 2. „Lohn der Redlichkeit"; 3. „Wie gewonnen, so zerronnen"; 4. „Glück und Unglück"; 5. „Das Fischlein aus der Pegnitz"; 6. „Der Rock mit drei Ärmeln"; 7. „Weibliche Tapferkeit"; 8. „Die Königin ohne Füße"; 9. „Besserstein"; 10. „Das rächende Gewissen"; 11. „Diener-Ohr und Diener-Mund"; 12. „Die große Nase"; 13. „Das beste Land"; 14. „Das kostbare Gericht"; 15. „Das tödliche Sandkorn"; 16. „Die goldenen Schuppen". Eine „historische Erinnerung, Thomas Platter" behandelt einen Gelehrtentypus aus der Re-

formationszeit; wie zutreffend Seidl in der Wahl derartiger Charakteristiken war, geht daraus hervor, daß Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ ebendenselben Thomas Platter für die genannte Epoche auswählte.

Am deutlichsten spricht sich der Dichter selbst über die Natur seiner Erzählungen in Prosa in der ältesten Ausgabe seiner „Dichtungen“ (III. Teil, Simon Ritter von Sina gewidmet, Vorrede, S. VI) aus: „Sie sind Hüllen lyrischer Ideen, die ein Herz suchen, wie das ist, aus dem sie kamen Szenen aus dem wirklichen Leben, die mir eine poetische Aversseite zu haben schienen; kontrastierende Situationen, in denen ich mich oft bei einem scheinbaren Streben nach Objektivität nur über meine eigene Individualität lustig mache, und märchenartige Übersprünge aus dem Gebiete des Alltagslebens in das Traumleben der Lyrik, bilden ihren Inhalt.“ Daher stellt der Dichter nicht selten Handlung und Personen so allgemein hin, daß ihre Existenz an einen beliebigen Ort gedacht werden kann; es sind allgemein menschliche Charaktere und Ereignisse, Typen für ganze Stände, stereotype Figuren wie der Postmeister Droschke in „Sie ist versorgt!“ (VI., S. 177 ff.) oder der verliebte Adjunkt Heinold in „Schuld und Wahn“ (VI., S. 23 ff.) oder „Die Melioranten“ („Novelletten“, S. 175 ff.).

Seidl läßt eben sehr oft naheliegendste Stoffe seine nächste Umgebung, auf sich einwirken, oft weiß

er aber in seiner Kombination und unerschöpflicher, nie versagender Erfindungsgabe Neues aus sich selbst herauszukonstruieren, so die philosophierende Reflexion des Zweiflers Epimecides in „Vier Gänge am Strande" (V., S. 119), der mit Zeus hadert und durch die Liebe einem vernünftigen Lebensprinzip zurückgegeben wird und den launigen Traum, in dem er vorübergehend „Filosof" wird („Dichtungen", III., S. 81 ff.), das Schrecklichste an Leib und Seele, was er sich vorstellen kann und dann mit dem Wunsche erwacht, Dichter zu sein. Schon in diesen ältesten Erzählungen weiß Seidl die Idee, die dem Stoffe zugrunde liegt und gewöhnlich als Motto in einigen Versen den einzelnen Skizzen vorangesetzt ist, in einer überraschenden, pointierten Wendung zu durchsichtiger Geltung zu bringen; die mitunter allzu behagliche Breite der Darstellung, die an Jean Paul erinnert, Reflexionen, ins einzelne ausgesponnene witzige Vergleiche, Zufälligkeiten, ja Unglaubliches 2c. muß man allerdings mit in Kauf nehmen. Typisch sind die stimmenden Akkorde, größtenteils Genremalerei, mit der er in der Regel seine Geschichten einleitet. Hier beispielsweise das anschauliche Christnachtbild am Eingange der „Christmette" („Dichtungen", III., S. 81 ff.): „Die Nacht war zum Tage geworden. Das ganze Dorf in seinem schneeumhüllten Talkessel wurde lebendig. Aus allen Fenstern schimmerte Licht; vor jedem Lichte standen kräftige Jungen, rotwangige Jungfrauen oder

alte Mütterchen, welche sich den Schlaf mit Gewalt aus den Augen rieben und sich in ihren besten Staat versetzten. Die Glocken und Glöcklein des Dorfes klangen in ernst-heiterem Gemische durch die schweigende Nacht und riefen zur Christmette. Denn nach mehr als sechzehn Jahren war es in der Hauptstadt und auf den Fluren zu dem alten feierlichen Gebrauche zurückgekommen, die Mette zur größeren Auferbauung wieder um die Mitternachtsstunde abzuhalten. Alles war demnach aufgestanden, um dieses Gebet mit dem heiligen Schauer der Nacht zu vereinen; alle Haustore knarrten, alle Fußsteige schritt es, mit flimmernden Lämpchen in den Händen, herab und wallte der alten, in die lichte Winternacht schwarz aufragenden Kirche zu. In ihre zottigen Pelze wohl eingemummt schlichen jetzt die Mütterchen, das Gebetbuch mit inliegenden Brillen unter dem Arme, bedächtigen Schrittes nach dem Pfarrhofe ..." Der Dichter gewinnt diese Anschaulichkeit aus eigener feiner und scharfer Beobachtung, die er mit Hingebung an Land und Leuten macht; dort, wo er Bilder aus dem Leben gibt, verwendet er stets die lebhaftesten Farben. Darum werden vor allem jene Geschichten, die sich auf ihm wohlbekannten Boden, insonderheit auf dem ihm so liebgewordenen seiner Vaterstadt Wien abwickeln, für alle Zeit ihren kulturhistorischen Wert behalten. Alt-Wien mit seinem tiefen Gemüte und seiner Urgemütlichkeit steigt

da überall empor, wir erkennen selbst dort, wo er die Örtlichkeiten nicht in bestimmter Weise nennt, die lieben Gassen, Plätze und Häuser, die zum Teile noch existieren, zum Teile in Wort und Bild erhalten sind. Der Stephansturm und der Platz um denselben, der Brennpunkt von Alt- und Neu-Wien, ist die feste Achse, um die sich das Leben und Weben der Handlung in so vielen seiner Novellen bewegt. Eine ganze Gruppe derselben könnte man mit Fug und Recht unter dem Titel „Alt-Wiener Novellen" zusammenfassen. Es ist wohl seine ureigenste Stimmung, wenn er die Rückkunft seines Malers in „Der lebendige Schatten" (Episoden, S. 102 ff.) aus Italien folgendermaßen schildert: „ . . . Schon sieht er die Spitze seines lieben Stephansturmes, der kindische Träumer hat sich noch nicht bekehrt, er weint, wie er die alte krumme Turmspitze sieht, er kniet in dem Reisewagen nieder und betet und tut wie ein Knabe. Schon durchschneidet er Neudorf; begrüßt die Miniatur-Schweiz der Mödlinger Felsen; er fährt den Wienerberg hinan; die alte Spinnerin am Kreuz ist auch noch da, er hat sie erreicht; — da liegt sie vor ihm ausgebreitet, seine Vaterstadt, die Wiege seiner Freuden, die Freundin seiner Leiden, das Bild seiner Sehnsucht, das Ziel seines Glück's! Er spricht nur ein Wort vor sich hin: „nur Wien"! spricht er mit tränenerstickter Stimme und dies eine Wort ist ein schönerer Hymnus, als je ein Denis oder

Mastalier darauf gedichtet hat!" Das mag so auch des Dichters Jubelschrei aus vollem Herzen gewesen sein, als er nach seinem frohen „Exil" in Cilli wieder nach seiner lieben Kaiserstadt an der Donau zurückkehrte. Bei Nacht und Tag ist ihm der Stephansturm das verklärte Wahrzeichen der Kaiserstadt, sowie er ihn ja auch im Liede preist (vgl. S. 65 u. 74); wie charakteristisch und scharf stellt er in „Der lebendige Schatten" das Tag- und Nachtbild nebeneinander („Episoden", S. 66 ff.): „Und als wir dann heimschlenderten durch die Stadt, da sahen uns die Häuser so silberweiß und verklärt wie Geistergestalten an und das zurückgezogene Stillleben der Nacht schlug nur in einzelnen Klängen an unsere Ohren. Jetzt hielten wir schweigend inne, der riesige Stephansdom erhob sich vor uns in seiner ernsten Pracht, in seiner erhebenden Einfachheit. Das Kreuz auf seinem gebeugten Scheitel schimmerte wie ein Sternendiadem; der Strom altgotischer Verzierungen floß wie ein grauer Lockenschwall herunter; einem pochenden Herzen gleich regte sich der Hammerschlag des Uhrwerkes in seiner Brust; und seinen Riesenfuß umgoß ein silbergrauer Talar, gewebt aus Mondglanz und Nachtnebel. Wir erhoben unsere Augen zu ihm und sie gingen uns über"; und nun kommt der Dichter in sein trautes Kämmerlein und sieht die weitere Aufrollung des Bildes im Traume: „Der Ernst des Sonntages schien über meinen Heimatauen und väterlichen

Mauern der Werkeltagsunruhe die Hand zu reichen. Ein helles, feierlich-rotes Morgenlicht floß aus einem wolkenlosen Himmel auf alle Giebel der Stadt und ihrer Vorstädte herab. Der Stephansdom stand überpurpurt wie ein Altar; das Kreuz auf seiner Spitze flammte wie eine Opferflamme und leichte Wölkchen, die eben darüber schwammen, schienen ihr aufsteigender Rauch zu sein. Aus allen Türen und Toren strömten die Menschen wohlgemut und rüstig hervor, warfen einen Blick auf das erhebende Wahrzeichen und gingen, wie erbaut durch diesen Blick, an ihr Tagewerk." Seidl kennt sich auch rund um den Stephansturm trefflich aus; in „Pentameron" („Kunst und Liebe", S. 3) beschreibt er uns ein altes Kaffeehaus an der Stelle eines damals neuen „Palais", das sich wohl dem Riesentor gegenüber befunden haben mag; das Genrebildchen wird ihm zur Einleitung dieser Erzählung, die keine „Memoiren" der darin geschilderten Menschen darstellen, sondern nur „eine Idee, die sich in den kontrastierenden Schicksalen ihres Lebens deutlich aussprach", veranschaulichen soll: „Auf den geräumigen Platz, dessen Mitte der Stephansdom in Wien einnimmt, münden, wie bekannt, viele Gassen und Gäßchen aus, welche gleich Adern die Stadtviertel durchschneiden. In einem dieser Gäßchen erhebt sich ein ansehnliches Gebäude, höher und freundlicher als die übrigen, von denen es umgeben ist, aber dennoch nicht

neu; denn es steht in seiner dermaligen Gestalt schon über zwei Jahrzehnte da. Vor dieser Zeit standen an derselben Stelle drei kleine, von Regen und Alter gebräunte Häuser, aus deren Grundmauern ein unternehmender Käufer jenes stattliche Palais zusammenbaute. Im mittleren jener drei Häuschen befand sich damals zu ebener Erde ein düsteres, wenig besuchtes Kaffeehaus, in dessen rauchgeschwärztem Billardzimmer am hellen Tage Lampen angezündet werden mußten, um den wenigen Stammgästen die kurze Strecke von der Tasse zum Munde und vom Zeitungsblatt zur Brille zu erleuchten."

Und auch sonst führt uns Seidl in Alt-Wien herum. Die Handlung in „Der tödliche Knopf" wickelt sich in der „Jägerzeile" (Praterstraße), am Donaukanal und im Jüngling'schen Kaffeehaus (Kaffee Stierböck) ab; „Spielleute kamen (da) und tummelten die Finger nach Lanners und Strauß' Tanzweisen in den lustigsten und herzlichsten Sprüngen über die Saiten hin" (V., 279 ff.). Ein Lieblingsspaziergang des Dichters war der längs der „Rüsternalleen" der Basteien, von deren Höhe er dann gerne nach den Vorstädten und über dieselben nach dem Prater Ausschau hielt. Er entwirft z. B. folgendes malerische Bild: „An einem heiteren Sommerabende wandelte ich einmal an dem Arme meines liebsten, meines teuersten Freundes die Rüsternalleen unserer Bastei entlang. Der hochrote

Vollmond stieg im Osten über den dunklen Wipfeln des Praters wie ein Feuerball empor und wurde blässer stets und blässer, je höher er emporstieg. Endlich überspannte er die ganze Fernung vor uns mit seiner Silberdecke. Ein dünner Nebelschleier senkte sich zur Erde. Da lagen zu unseren Füßen die Vorstädte unserer Vaterstadt mit ihren zahlreichen Lampen und Lichtern ausgebreitet, wie ein Spiegel, aus welchem die Sterne des Himmels wiederleuchten. Die Herzen gingen uns auf, und wir verloren uns einer im anderen" („Episoden", S. 65). Wie altväterisch und mild muten sodann die weiteren Züge dieses abendlichen Stillebens an: „Die ungestörte Ruhe, welche sich mit der Nacht allmählich einfand, stimmte uns weich und empfänglich. Nur hie und da schallte fern aus den Vorstädten eine fröhliche Weise herüber; die Patrouillen auf den Wällen riefen einander ihre eintönigen Losungsworte zu und vom Stubentorglacis klangen vernehmlich die Töne einer Weber'schen Melodie empor, nach welcher sich eine unkenntliche, dichte Menschenmasse durch die erleuchteten Baumreihen unwillkürlich auf und nieder bewegte" („Episoden", S. 65 ff.). „Der Leiermann" (V., S. 259 ff.), eine charakteristische Glacisfigur, der sein mechanisches Theaterchen gegen einen Kupferkreuzer Schaugebühr in Bewegung setzt und der Kinderwelt zeigt, wird bis in die kleinste Einzelheit geschildert; ein liebliches, anziehendes Kinderbild ent-

rollt sich da von dem harmlosen, frohen Treiben am Fuße der Basteien. „Wer die sogenannte Trinkkuranstalt auf dem Glacis in Wien gleich bei ihrem Entstehen besucht hat, dürfte sich wohl eines Leiermannes erinnern, welcher da, wo sich die Alleen kreuzen, seinen Leierkasten aufgestellt hatte und in den Nachmittagsstunden nicht ohne Zuspruch blieb. Um diese Zeit nämlich, wo sich ein großer Teil der Kinder Wiens mit ihren Ammen, Kindsweibern, Gouvernanten, Hofmeistern und Eltern einfindet, um bei sinkendem Abend der vornehmen Welt den Platz zu räumen, pflegte sich auch damals ein ziemlich belebter Kreis um den Spielmann zu bilden, der dem stillen Beobachter keine uninteressante Gruppe darbot. In der Mitte stand der Spielmann, ein bärtiger Invalide, mit buschichten Augenbraunen, unter welchen ein widerlich lächelndes Auge hervorblitzte; mit einem dichten Schnurrbarte, der halb schwarz, halb grau über die aufgeworfenen Lippen hing; in grauer Jacke, dunkelfärbiger Reithose mit weißen Seitenknöpfen und mit einem Stelzbeine, das er gewöhnlich weggeschnallt und dem Stumpfe seines Schenkels nur leicht als Stütze untergeschoben hatte. Neben ihm auf einem kleinen Feldsessel saß ein Junge mit halbverbundenem Gesichte, in einer Hand ein Tamburin, worauf er mit der anderen, ebenfalls verbundenen Hand, ganz dumpf und taktlos, die Melodie der Drehorgel begleitete. Diese Melodie bestand aus

einem alten, mühseligen Deutschen, welcher das Ohr um so mehr beleidigte, da einige Pfeifchen ganz fehlten, andere verstimmt waren, andere aber nachpfiffen, und der Baß durchgehends um einen so unbedeutenden Teil eines Tones zu hoch war, daß man glaubte, man müsse ihn um eine Haarbreite hinabdrücken. — „Halloh! meine großen Herrchen und Frauchen! Belieben sie meine kleine Tanzgesellschaft zu betrachten. Der Eintritt kostet einen kleinen Kupferkreuzer, auf einem Groschen liegt keine Strafe!“ Mit dieser Einladung pflegte er das Kinderpublikum, in dessen Seele noch jeder Mißton zur Harmonie wird, herbeizulocken und zur Betrachtung seines mechanischen Theaterchens, welches den oberen Teil seiner Drehorgel einnahm, aufzumuntern. „Scharenweise liefen dann die Kleinen hinzu; und so kam es denn auch, daß ich selber mehr als einmal, wenn ich mit den Kindern meiner Freunde spazieren ging, was ich nicht ungern tat, hinzutrat und die verwunschene Tanzgesellschaft, wie er es nannte, mit ansah. Meine größere Lust fand ich da wohl an dem Kindergetümmel, welches rings umher lebte und webte. Hier sah ein blondlockiger Knabe mit ernsteren Mienen dem kleinen Schauspiele zu, als mancher Hochgebildete, der ein Shakespearesches Stück eben langweilig genug findet, um die Hälfte des Dialoges zu überhören. Dort spiegelte ein kleines Pärchen, das gerade seine erste Bekanntschaft angeknüpft hatte, eine

hochromantische Szene seiner künftigen Lebenszeit im kleinen; dort äußerte sich der Trieb der Ehrfurcht in einem Kinde, das am Stelzfuße des Leiermannes der Orgel noch nicht nahe genug zu sein wähnte; dort spielte ein kleiner Phlegmatiker mit einem Hunde, der den kleinen, krüppelhaften Tamburinschläger beschnupperte, — kurz, wohin mein Auge fiel, sah es ein belebtes Mosaik; sah es, wie durch ein verkehrtes Perspektiv, das Menschenleben in seinen schärfsten Umrissen, wenn gleich winzig und zwerghaft." Auch höhere Sphären schildert der Dichter, so den Opernball in Wien in „Die weiße Rose" (V., S. 151 ff.).

Seidl pilgerte aber auch gerne in die Weite und legte dann seine Beobachtungen über Menschen und die herrliche Gotteswelt in seinen Novellen nieder. Er führt uns bekannte Wege nach dem schönen Wienerwalde, zunächst über die Mariahilferstraße nach „Schönbrunn, dem „schön gemessenen Garten", oder „nach dem entlegenen Hütteldorf, dem bierspendenden" (schon damals!); er bewundert den Ausblick rechts und links, da er längs der Reichsstraße nach Baumgarten fährt, um dort ein stilles Plätzchen für die Erholung zu finden.

Alles rundet sich ihm zur Schönheit eines harmonischen Naturbildes: „Die äußersten Häuser der Vorstädte schimmerten im Abendrote wie Feuerwände. Die deutungsvolle Spinnerin am Kreuz saß wie ein

schwarzer Punkt auf der linken Seite des Gesichtskreises, während die Pappeln am Grünen Berge wie dürre Wächter dastanden, welche man zur Hut der neuen Bauten alldort aufgestellt hat. Eines der schönsten Panoramen in Wiens Umgebung lag zu unserer Linken ausgebreitet. Die schnell angebrochene Dämmerung goß ein schwaches Halbdunkel darüber aus. Dennoch erkannte man die Kirche von St. Veit noch recht deutlich. Die Luft war tiefblau und rein wie Kristall. Die Spitze des Berges, an dessen Fuße das genannte Dorf liegt, schien mit der darauf erbauten Siedelei wie angeklebt auf die Fläche des Äthers. Einzelne Lichter erschienen schon in der Ferne und belebten das ernste, ruhige Gemälde" („Episoden", S. 55). Mit dem jungen Baron Gold wandern wir über Weidlingau, Purkersdorf, Gablitz und den Riederberg (in „Dr. Faust am Riederberge") nach einem herrlich gelegenen Schlosse; wir erkennen in demselben genau Rappoltenkirchen, den Landsitz, der dem Freunde des Dichters, Simon Ritter von Sina, gehörte und gar oft das Reiseziel des poetischen Flaneurs gewesen ist, wenn ihn die Reize der Natur aus der Großstadt ins Freie lockten. Baden, die Ruine Rauhenstein und Heiligenkreuz mit Umgebung sind in „Karoline" („Georginen", S. 275) der Schauplatz der anmutig bewegten Liebesgeschichte. Seidl durchwanderte sodann von Cilli aus kreuz und quer Berg und Tal der grünen Steiermark und, was er da in der herr-

lichen Gottesnatur Schönes findet, rundet er zu reizenden Landschaftsbildern, in denen er die Menschen, wie er sie nach seiner Naturanlage mit Vorliebe von der besten Seite kennen lernt, handeln, lieben und leiden läßt. Das poetisch verklärte Alpenleben gibt den Stoff für einige Novellen von „Georginen“ und „Laub und Nadeln“. Die Widmung des letzteren Werkes veranlaßt den Dichter, sich über die objektiven Motive seiner Erzählungen zu äußern; er wird mächtig durch die Pracht der Gebirgswelt zu seinem dichterischen Schaffen angeregt:

„Mit off'ner Seel empfing ich immer,
Was Hain mir oder Alpe gab;
Und brach von Buchen und von Tannen
Mir manches frische Reislein ab:

Von grünen Buchen auf den Hügeln,
Wo noch das Leben heiter braust,
Von schwarzen Tannen auf der Alpe,
Wo schon das düstre Schweigen haust.

Und sieh! nun fügen Laub und Nadeln,
Wie ich sie draußen sammelnd fand,
Daheim beinahe wie von selber
Zum Kränzlein sich in meiner Hand . . .“

In der Novelle „Therese“ („Georginen“, S. 45 ff.) ist das Gemsgebirge von Obersteiermark, das Lavanttal, St. Andrä, St. Paul, Wolfsberg und Obdach, Klagenfurt,

der Wörthersee („Werdersee“ von Seidl geschrieben) mit seinen herrlichen Ufern, „Grätz“ mit dem Jakomini-platz und Venedig der Schauplatz (vgl. S. 128), in „Marietta“ („Georginen“, S. 337) das altertümliche Friesach und Schloß Geyersperg, in „Das goldene Ringlein“ („Laub und Nadeln“, 2. Aufl., S. 3) Schwarzensee in Obersteier, in „Der Annaball“ („Laub und Nadeln“, S. 183 ff.) wird das Milieu des Badelebens und die reizvolle Landschaft von Rohitsch-Sauerbrunn, in „Das Nordlicht“ („Laub und Nadeln“, S. 195 ff.) ein Weinlesefest bei Cilli geschildert. Die Einzelheiten der Novelle „Das Uhrmacherhaus“ („Pentameron“, S. 169 ff.) lassen erraten, daß das Lokale der Handlung sich ebenfalls in Cilli befindet. Des Dichters romantische Neigungen, die selbst dem Nächstliegenden tausend poetische Seiten abgewinnen, greifen aber auch gerne nach räumlich oder zeitlich fernen Gebieten aus; „Das Nordlicht“ wird ihm zum Anlaß einer patriotischen Reminiszenz an die Schlacht von Leipzig (vgl. S. 3); schon der Umstand ferner, daß Seidl sich von zarter Jugend auf mit dem Studium des Baues und Geistes antiker und moderner Sprachen befaßte, wodurch ihm eine Menge fremder Stoffe und Formen bekannt wurden, mußte auf seine dichterische Phantasie, die allem Schönen sich mit herzlicher Naivetät erschloß, tiefgreifende Wirkungen ausüben. Besonders gerne bewegen sich seine Geschichten in der mildwarmen Luft

Italiens, das ja damals zu Österreich gehörte und dem Gesichtskreise eines Österreichers nicht einmal als völlig fremd gelten konnte. Italienisch sind dem Schauplatz und Inhalt nach „Cornelia Fieramonti“ (VI., 63 ff.), „Fra Pizzo“ („Laub und Nadeln“, 2. Aufl., S. 155 ff.), „Der Vogel Kurios“*) (V., S. 199 ff.), „Buonamico Buffalmaco“ („Novelletten“, S. 253 ff.) und „Stumme Rache“ (V., S. 307 ff.). Aber auch nach Burgund („Zu den schützenden Stiefeln“ in „Laub und Nadeln“, I., S. 175 ff.), nach Languedoc („Die feindlichen Nachbarn“ in „Laub und Nadeln“, II., 205 ff.), nach Spanien („Juana“, VI., S. 221 ff.), an den Rhein („Die Blaue“, VI., S. 211 ff.), nach England („Schloß Nonsuch“, VI., S. 97 ff.), nach Schottland („Arabella von Byrnswack“, VI., S. 123 ff.), ja nach Persien („Die große Woche“ in „Laub und Nadeln“, II., S. 93 ff.), nach New-York („Der Theaternarr“ in „Novelletten“, S. 107 ff.) und nach dem Kaukasus („Allydia“ in „Georginen“, S. 115) schweift die Phantasie des Dichters, wobei er mehrfach durch fremde Vorbilder die Anregung empfängt, so für die letztgenannte Novelle, wie er selbst in einem Nachworte erklärend beifügt, von einem Franzosen Le Maître. „Arabella von Byrnswack“ faßte er nach einem Muster von Horace Smith, „Die feindlichen Nachbarn“ nach Mlle. de Sénancour

*) Seidl selbst schreibt „K“ nicht „C“, wie in Ges. Schriften steht.

ab. In der Behandlung fremder Stoffe erweist Seidl ein hohes Anempfindungsvermögen und nicht zum wenigsten hat er dieses sicherlich Vorstudien und Vorkenntnissen über das Volkslied fremder Völker zu danken. So bringt er in „Therese“ („Georginen“, S. 100) ein melodiöses Lied, das er einem Gondoliere abgelauscht und frei übersetzt hat; es trägt in Wort und Rhythmus das Gepräge der linden Lüfte und des Liebeslebens der Lagunenstadt und ist wohl das gelungenste der von Seidl verdeutschten Dichtungen dieser Art (fehlt in Ges. Schriften!), weshalb es hier vollständig wiedergegeben sei:

„Gestern Abends in die Gondel
Stieg ein Blondchen, hold und fein;
Und allmählich voll Behagen
Schlief das liebe Mädchen ein.
Lehnend aber auf dem Arme
Mußt' es jetzt und und jetzt erwachen,
Doch der sanftbewegte Nachen
Wiegt' es freundlich wieder ein!

Hinter Wolken halb verborgen
Hing der Mond am Himmelsbogen;
Schweigen fesselte die Wogen
Und der Wind verriet sich kaum;
Nur ein loses Schmeichellüftchen
Kos't um ihre Locken freyer,
Ach! und kos'te, bis der Schleyer
Glitt von ihres Busens Saum.

Und betrachtend leise, leise
Solcher Reize süßen Bund,
Dies Gesichtchen, lind und lieblich,
Diesen Busen, diesen Mund,
Fühlt' ich ach! ein tiefes Sehnen,
Eine Mischung von Gefühlen,
Und ein Nagen und ein Wühlen
Tief in meines Herzens Grund!

Und ein Weilchen trug ich staunend
Dieses Ringen neben ihr,
Doch ich fühlte nur die Liebe
Weiterrücken für und für.
Nieder dacht' ich mich zu legen,
Auszuruh'n von meinem Wehe,
Doch der Brand in meiner Nähe
Gönnte keine Ruhe mir.

O wie lieb sie war, die Locken
Knotend, die geflattert freyer;
Ordnend ihren Busenschleyer,
Den der West ihr weggekos't!
Lächelnd mit des Schalkes Miene
Nahte dann sich mir die Kleine,
Dankte freundlich, — und dies Eine
Gab mir wieder vollen Trost!"

Da für den Dichter die in der Novelle geschilderten Ereignisse „Hüllen lyrischer Ideen" sind, so wird erklärlich, daß er so oft die Gefühlsregungen der handelnden Personen in Liedern veranschaulicht, was allerdings als verzögerndes Moment empfunden

wird, aber als ein Ausfluß des Zeitgeistes im allgemeinen und der spezifischen Art der dichterischen Basis Seidls aufgefaßt werden muß. Die in die Novellen eingeschobenen lyrischen Gedichte würden allein eine schöne Anthologie abgeben; seine eigene „schmerzlichsüße Wehmut“ (vgl. „Georginen“, S. 90: „Du zartes Blümchen, zarter als die Rose . .“), seine eigene Herzensfreude (vgl. das schöne Gedicht „Willkommen Tal . .“ in „Dr. Faust am Riederberge“, V., S. 185), seine auf den Jodler berechnete und geschriebene Lust (vgl. „Georginen“, S. 88: „Wia d' Wölkerln an Himel . .“ und das Lied auf Weidlingau in „Dr. Faust am Riederberge“, V., 164), philosophische Reflexion (vgl. „Georginen“, S. 98: „Was ist der Eindruck in dem Herzen? — Ein Bild auf schwankem Wasserspiegel . .“), auch ausgelassene Schalkhaftigkeit, wie in dem Gedichte an Apoll („Episoden“, S. 114), in dem er den Gott bittet, „das heillos Volk“ der Dichterlinge auszurotten, kommt hierbei in erster Linie zu Worte. Behandelt er heimische oder fremde Geschichte und Sage, wie in „Thomas Damascena“ („Novelletten“, S. 51 ff.), in „Der Kampf um die Braut“ (V., S. 269 ff.), in „Marietta“ („Georginen“, S. 337 ff.), in „Der Kornett“ („Laub und Nadeln“, II., S. 71 ff.), und in „Die Schweden vor Olmütz“ („Pentameron“, S. 191 ff.), so schaltet er mit Vorliebe rhapsodische Gesänge ein, welche die Erinnerung an die denkwürdigen

Geschehnisse von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben, z. B. in „Pentameron", S. 283 ein Volkslied aus dem mährischen Hochlande, das eine gefühlsinnige poetische Illustration zu „Die Schweden vor Olmütz" darstellt. Diese Novelle zeigt hohe Kunstvollendung. Man kann nur der vom Autor in der Vorrede abgedruckten Kritik beistimmen, welche ihre Vorzüge in den treffenden Worten kennzeichnet: „Es ist eine tüchtige historische Novelle, voll gründlichen Studiums, richtigen Zeitkostümes, gut kombinierter Begebenheiten und wacker gezeichneter Charaktere, unter denen sich der schwedische Feldherr Torstensohn und der Klostervogt Paulin als besonders gelungen herausheben."

Als Romantiker reinsten Wassers verwendet der Dichter in seinen Novellen gerne wie Ferd. Raimund psychologische Unbegreiflichkeiten, Geheimnisse für die grübelnde Vernunft, die als episodischer Aufputz die Handlung mit einem verklärenden Dämmerschein umgeben. In richtigem Hellsehen ahnt er mitten in den Freuden Venedigs den Tod der geliebten Sesa im fernen Lavanttale. „Meine Stimmung war zu seltsam, zu rätselhaft, als daß ich sie hätte unbeachtet lassen können. Ich schrieb mir Tage und Stunde auf — und hoffte in Zukunft einen Schlüssel für das Rätsel zu finden" („Georginen", S. 103). Auch der Aberglaube, wie er als Rest des alten Heidenglaubens in der weltabgelegenen Sennhütte und bei den Gemsen-

jägern herrscht, dient ihm dazu, die sinnliche Welt mit der übersinnlichen zu verknüpfen und Gewöhnliches mit dem Zauber übernatürlicher Kräfte auszustatten. Ist er ja doch wissenschaftlich diesem kulturhistorisch so wichtigen Teile der Volkspsychologie nahegetreten (vgl. S. 145)! Er führt uns so gar oft neben der äußeren Welt in ein lebendiges und gestaltenreiches Innenleben ein, das, von jener beeinflußt und angeregt, wieder auf sie treibend und bewegend zurückwirkt. Bei der Vielseitigkeit der behandelten Stoffe ist es nur möglich, ein Beispiel solcher psychologischen Feinheiten herauszugreifen und die packende Eigenart des Dichters nach dieser Seite zu erhellen. In „Laub und Nadeln" steht die einfache Erzählung: „Das goldene Ringlein" an der Spitze. Der Stoff ist einfach. Rosel erwartete in ihrer Fischerhütte am Schwarzensee den Geliebten, den Älpler Lenz, der in der Sturmnacht in schwere Gefahren gerät und erst morgens eintrifft. Ein meisterhaftes Bild der Seelenqual, der Angst, des Zweifels und der Freude des Wiedersehens! „Die bösen Drachen", „die neckenden Bergmänner", „der böse Berggeist" bevölkern die Gespinste der bangen Phantasien der Liebenden. Der sonst so mutige Lenz, der auf einem in See liegenden Baumstrunk eine lange Nacht verbringen muß, da sein Nachen durch einen Windstoß fortgetrieben worden ist, zittert im Banne der Spukgestalten. „Es mochte gegen Mitternacht seyn. Eine

schwere Betäubung bemächtigte sich der Sinne des Ausgesetzten . . Seine lebhafte Einbildungskraft und die Erinnerung an all die Märchen und Sagen, die er von Kindheit auf gehört und an die er auch zum Teile geglaubt hatte, ließen ihm keine Ruhe. Mit grinsenden Gespenstern und scheußlichen Fratzengesichtern bevölkerte sich die Gegend vor ihm, und ein Heer neckender Gnomen und boshafter Kobolde tanzte und hüpfte und schaukelte sich, so weit seine Blicke reichten, auf den flimmernden Fluten und auf den rauchenden Nebelstreifen. Die kalten Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne und halb ohnmächtig kauerte er sich auf seinem Sitze zusammen, um nicht eine Beute der Unholde zu werden, welche sich an ihn herandrängten und ihre Polypenarme nach ihm ausstreckten, um ihn hinabzuziehen in das kühle Kristallhaus. Jetzt nahte das Fürchterlichste; seine Haare sträubten sich empor, und ein eisiger Krampf lähmte seine Glieder. Ein Ungetüm so lang als der See, den schuppigen Rücken in tausend Ringe zusammenschiebend und wieder auseinander schnellend, wälzte sich heran, und schwang sich, den tückischen Kopf mit den Feueraugen hoch emporgereckt, in immer engeren Kreisen um den Baumstrunk. In brünstiges Gebet sich ergießend harrte er, bis das Scheusal ihn zusammenschnüren oder den moosigen Block, auf dem er saß, wie ein Stäbchen aus dem Grunde ziehen und zersplittern würde. Aber plötzlich

zerfloß die Erscheinung wieder im Nebel, um einer anderen, noch gefährlicheren Platz zu machen. Es kam ihm nämlich vor, als ob sein Nachen wieder heranschwankte. Und in dem Nachen saß eine Gestalt mit himmlisch schönen Zügen. Ein leichtes Nebelkleid umfloß den zarten Leib der wunderbaren Maid, die ihm winkend und lockend zulächelte. Was die Märchen der Fischer von den holden Nixen und schmeichelnden Wasserfrauen erzählen, glaubte er verwirklicht vor sich zu sehen. Mit der rechten Hand berührte die reizende Fee den Saum der Fluten, welche, der leisen Berührung gehorchend, das Schifflein ruhig fortwiegten ...“ Lenz folgt ihren Lockungen nicht, da die Liebe zu Rosel zu tief in seinem Herzen sitzt. ... Und die Gestalt sank wie ein Nebelgebild in die Fluten und der Nachen trieb wieder neckend in die Mitte des Stromes hinaus.“ Ein moderner Dichter, Rud. Baumbach, hat in ähnlicher Art Märchenmotive und Volksaberglauben für seine poetische Erzählung verwertet.

Gerne verwendet Seidl auch den Traum, um uns einen Seitenblick über die Grenzen des Irdischen zu gestatten, so in „Der Filosof“ (vgl. S. 114), „Der lebendige Schatten“ (vgl. S. 117) und „Faust am Riederberge“, dessen Titel und Motto schon darauf hinweist:

„Des Traumes Mächten hingegeben,
Verliert der Mensch sein Recht auf sich;
Verschrieben einem fremden Leben,

Verschmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen und nicht meiden!"

Der Mond mit seinem zitternden unsicheren Glanze, die Sterne, Abend- und Morgendämmerung sind dem Dichter traute Freunde und gar viele Szenen seiner Novellen spielen sich in dieser Beleuchtung ab. Mannigfaltig ist auch allenthalben Sprache und Form; so verwendet Seidl den Dialog in direkter Rede in „Die Moral in Bonbons" („Novelletten", S. 77 ff.), in „Der Kapitalist wider Willen" („Laub und Nadeln", II., S. 29 und in „Minna" („Georginen", S. 22 ff.). Manche Novelle von Wert hat der schier unermüdliche, selten fruchtbare Dichter nicht in seine Sammelbände aufgenommen; sie erschienen infolgedessen, da die Ges. Werke für die Prosa ausschließlich nur diese in Betracht ziehen, überhaupt nicht mehr und wurden unverdienterweise vergessen. Eine solche, die als Muster einer Dorfgeschichte gelten kann, ist im „Gesellschafter für alle Stände, oder der Erzähler des Scherzes und Ernstes, enthaltend Originalerzählungen, Novellen und Märchen" (Wien, Anton Mausberger, 1833) abgedruckt und ist betitelt: „Der Weg zum Grabe oder Welt, Vaterland, Kirchspiel und Stab."

III.

Gelehrtenarbeit.

J. G. Seidls rastlose Verstandesarbeit ist von den Lebensäußerungen seiner Phantasie durch keine Schranke getrennt; sowie selbe sich der Zeit nach in kaum fühlbarem Übergange anschließt, so haben auch die Stoffe seiner Poesie und Gelehrsamkeit so viele gemeinsame Grenzgebiete, daß man manchmal in Verlegenheit ist, ob man manches seiner Geisteswerke als Produkt des Kopfes oder Herzens bezeichnen soll. Diese romantische Mischung von grübelndem Suchen nach Schätzen in den Tiefen und Fernen einer= und kindlichem Schweifen der Einbildungskraft anderseits eröffnete einen endlosen Bereich des Schaffens für denjenigen, der, wie unser Dichter, mit einem außergewöhnlichen Maße von Arbeitskraft ausgerüstet war. Seine Gelehrtenarbeit ist so umfänglich, daß deren Gegenstände nur benannt und im allgemeinen gewürdigt, nicht etwa in ihren einzelnen Ergebnissen hier verfolgt werden können, da das in diesem Falle einer Wiederholung ihres nahrhaften Inhaltes gleichkommen müßte. Da selbe jedoch innerlich

trotz scheinbar heterogener Richtungen zusammenhängt, so läßt sich leicht ein einheitliches Bild entwerfen.

1. Sprachwissenschaft.

Schon äußerlich verraten viele Dichtungen Seidls eine breite sprachwissenschaftliche Grundlage; zunächst verschaffte er sich durch das Studium alter Sprachen eine gründliche Kenntnis und Übung im Gebrauche der deutschen Muttersprache (vgl. S. 6). Das wirkte sichtlich auf seine Poesie sofort zurück („Dichtungen", 1826, I.; vgl. S. 66). Im Nachlaß des Dichters (Karton II) erliegen ungedruckte „Distichen, aus den Werken der Hellenen gezogen" (Übersetzungen in metrischer Form), die in seine Studienzeit gehören dürften. Man wird ihm bei Durchsicht von österreichischen Almanachen in Hinsicht seiner Beiträge aus den Zwanzigerjahren zugestehen müssen, daß er es im Verhältnis zu den anderen Almanachschriftstellern zu einem bedeutenden Grade von Spracheinheit gebracht hat; frei von Austriacismen ist sein Ausdruck von damals allerdings noch nicht. Ein Pfadfinder für das Volkslied und Forscher nach dem Organismus niederösterreichischer und steierischer Mundart, drang er allgemach tiefer und tiefer in den historischen Aufbau der Sprache und das Verhältnis zwischen dem schriftlichen und mündlichen Ausdruck ein und legte das Ergebnis seiner eingehenden Studien schon des Verständnisses der

Dialektdichtungen halber in Vorreden und dem den „Flinserln“ und den anderen Gedichten in niederösterreichischer Mundart, auch den „Almern“ beigegebenen Idiotikon und angehängten Abhandlungen über Volksgebräuche (vgl. S. 53) nieder. Auch durch das Studium moderner Sprachen, des Französischen, Spanischen, Italienischen und Neugriechischen, in früher Zeit erhöhte er immer mehr seine Gewandtheit im Gebrauche der eigenen Sprache und deren Elastizität, was ihn wohl später in seinen Novellen zu jener gemütlichen, Jean Paulschen Eloquenz veranlaßt haben mag, die ihn auch bei gewöhnlichen Dingen zu breiten Ausführungen verleitet. Wie Grillparzer wendete auch er dem lebhaften Farbenglanze der Literatur romanischer Völker sein empfängliches Auge zu, so den schier unerschöpflichen Schätzen Calderons (vgl. S. 75), dessen „Leben ein Traum“ das Schlagwort für alle Romantik auf der Bühne ward, Alfons von Lamartine (vgl. S. 64), dessen weiches Lied den sanften und doch leichtbewegten und ruhelosen Wellenschlag der Lyrik jener Zeit zu verkörpern schien und dem französischen empfindsamen Volksliede (V., 109 bis 119). Unser Dichter wendete sich jedoch nicht immer nur an die Größen fremden Schrifttums; mit der Hast und dem Eifer eines Hungernden stürzte er sich auf alles, was ihm der Mühe wert schien; es ist eine stattliche Reihe von Mustern, besonders französischen, welche er

gewissenhaft als Quellen vieler seiner Lieder, Novellen und Dramen bezeichnet hat. Er nennt selbst als solche, die er teils übersetzt, teils benutzt hat: Arnault, d'Aubigny, Cambbell, Delavigne, Dumanois-Clairville, Le Maître, Luce de Lancival, Pitre-Chevalier, M. Ponsard, Rapin, Sribe, Charles Sprague, Dlle. de Sénancour, Soulié, Théaulon (Franzosen); Thomas Moore, Horace Smith, Southey (Engländer); Ugo Foscolo, Giovanni Sabatini (Italiener), und Estevan Manuel Villegas (Spanier). Von den alten Lateinern hat vornehmlich Horaz, von den alten Griechen Anakreon sein Herz besessen, wie er denn sogar Horazische und Anakreontische Oden in recht gelungener Weise in das bäuerliche Gewand niederösterreichischer Mundart gesteckt hat: „Wie ma's kennt“ und „G'scheit is schön“ (III., 167), „Heunt' und muring“ (III., 168), „Da Bekehrti“ (III., 169) und „Gleichmut“ (III., 170). Er sagt mit Recht: „Der Versuch dürfte .. als ein klarer Beweis für die Allgiltigkeit echt populärer Sänger .. zu allen Zeiten in psychologischer und philologischer Hinsicht nicht uninteressant sein.“

Der Dichter und Gelehrte übersetzte sogar „Die Fabeln des Faërnus“, eines humanistischen Lateiners (Gratz, Damian und Sorge, 1831; V., 1 bis 93) in metrischer Form und, wie sorgfältig er dies tat, erweist seine öfter an J. G. Leitner gerichtete Bitte,

ihm bei der Korrektur des Druckes behilflich zu sein (Schlossar, Seidl und Leitner, 10 ff.).

2. Touristik, Geschichte, Kulturgeschichte.

Seidl war wie der von ihm so gepriesene ritterliche Sänger Walther von der Vogelweide allezeit ein Freund froher Wanderschaft. Es war gewiß auch eine Wirkung der Romantik, daß in Wien vom Beginne des 19. Jahrhunderts ein touristischer Zug bemerklich ist, das Streben, die schönen Landschaften in der Nähe der Kaiserstadt aufzusuchen und zu schildern. Kaiser Franz selbst besuchte den Schneeberg, dessen eine Spitze zum Andenken an seine Anwesenheit „Kaiserstein" benannt und durch eine mit einer Inschrift gezierten Pyramide versehen wurde, die erst 1892 durch einen Blitzstrahl in die Tiefe geschleudert ward. Seidl bewanderte von Kindesbeinen auf Wiens reizende Umgebungen und halb Dichter, halb profaner Reiseschriftsteller, der auch Postzeiten, Fahrtdauer, Unterkunft ꝛc. angibt, faßte er 1826 „Wiens Umgebungen" ab, nach eigenen Wanderungen und mit Benutzung der neuesten und besten Quellen geschildert" (Wien, Mörschner & Jasper, 1826), ein Buch, eigenartig in seinem reizenden Gemisch von Wahrheit und unbewußter Dichtung, nach unseren Begriffen ein sehr schlechter „Führer", da der Verfasser besonders dort, wo er auf das allgemeine Landschaftsbild mit seinem Schmuck von Wäldern, Bergen, Burgen,

und anderen Wahrzeichen gerät, alles durch seine Einbildungskraft verklärt. Die Romantik seiner Zeit kommt gerade hier im großen zur Geltung, wie denn aus ihr auch die Quelle lokalhistorischer Forschung und speziell der Burgenforschung entspringt. Ruinen als ehrwürdige Überbleibsel einer reichen Geschichte werden allenthalben Ruhepunkte für die Wanderung.*) Die Phantasie spielt dem dichterischen Touristen allerdings böse Streiche. Er glaubt nämlich, vom Schneeberg aus das Riesengebirge, den Böhmerwald, die Tiroler Berge und die oberösterreichischen Seen zu überblicken! Die Schrecken des Bergriesen malt er in dicken Farben. „Wenn der Gipfel des Berges, was wenigstens vier Fünftel des Jahres der Fall ist, in Nebel gehüllt ist, dann wagt es nicht einmal der Gemsjäger oder der Botaniker, den Berg zu besuchen u. s. w." Jeden Touristen wird aber sicherlich

*) Eine spätere realistische Zeit hat solche sinnige, poetische Lichtblicke über Landschaftsbilder vermieden; der nackte Sport, lediglich zu turnerischen Zwecken, das „Fexentum" entwickelte sich und die Wanderführer wurden zum Teile nur öde, praktischem Zwecke dienende Behelfe. Erst in jüngster Zeit wendete man in touristischen Kreisen wieder in löblicher Weise dem geistigen Gewinne, der sich aus Wanderungen in der Fremde ziehen läßt, ein erhöhtes Augenmerk zu. Die Begründung der „Sektion der Kunstfreunde" und der „Gesellschaft der Geschichtsfreunde" im Österreichischen Touristenklub bedeuten eine erfreuliche Rückkehr zu alter Wandersitte.

das Sachliche, das er bringt, Unterkunftsverhältnisse, Kosten rc. interessieren, denn das arbeitete er, wie natürlich, rein nach den Tatsachen aus. Eine Reise von Wien auf den Schneeberg und zurück kostete damals 93 bis 154 fl. Konv.-Münze! Von alten Quellen, die er benutzte, nennt er selbst in der Vorrede Pezzl, Hormayr, Sartori, Crusius, Darnaut und das alte Burgenwerk mit Bildern von Matthäus Vischer. — In den „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ (1840; 1. Band Tirol, 2. Band Steiermark; vgl. S. 38)*) und „Die Staatsbahn von Wien bis Triest mit ihren Umgebungen von A. Mandl, poetisch eingeleitet und begleitet von J. G. Seidl“ (1856; Verl. d. Österr. Lloyd)**) erkennen wir überall dieselbe Behandlung des touristischen Stoffes von Seite des Dichters, der allent-

*) Im Nachlasse (Stadtbibliothek, Karton III) befindet sich die Handschrift des Buches unter dem Titel „Bilderreise durch Tirol“, ein dickes Heft mit der Notiz: „Begonnen am Allerheiligentage 1838, vollendet im April 1839.“

**) Seidl erörtert in der Einleitung, warum sein empfängliches Herz selbst der Eisenbahn ihre Poesie abzugewinnen wisse: „Es ist nicht das Schöne, worin die Eisenbahnpoesie liegt, aber das Erhabene der Bewegung, der Kraft, dieses gewaltige, allen Hindernissen und Gefahren trotzende Fortstürmen nach dem Ziele, dieses mächtige Zusammenraffen kleiner Bilder und Eindrücke zu einem großen Gesamtbilde und Gesamteindrucke, dieser Prometheus-Trotz, der über Bergschluchten und Ströme setzt, über Talschluchten hinwegspringt, als Wände durchschlängelnde

halben in poetischer Form und Prosa den Zauberschein uralter Sage und Märchen, der Geschichte und warmer Empfindung für die Natur über seine Landschaften breitet. Eingestreut sind Gedichte, so in das erstgenannte Werk unter anderem auf Tirol der herrliche Sang: „Kennst du das Land, so lieblich und stark . .“ (I., 32 ff.), dann auf die Burgruine Cilli, ferner das bekannte, auf Erzherzog Johann sich beziehende „Die drei Schützen“ und verdeutschte slowenische Volkslieder, in das letztgenannte ein solches auf die Karthause zu Seitz und auf Veronika von Dessenitz sowie ein Loblied auf die Steiermark. Seidl ist offenen Sinnes durch die schönen Länder gezogen; von seiner feinen Beobachtungsgabe und den gewissenhaften Einzelstudien, die ihn in die Lage setzten, für jene Zeit umfassende Reisewerke zu liefern, zeugen seine zahlreichen kleineren Aufsätze topographischen, historischen und kulturhistorischen Inhaltes, die er während seines Aufenthaltes in Steiermark und längere Zeit nachher veröffentlichte; ihr Inhalt ist schon durch den Titel gekennzeichnet: In der „Steiermärkischen Zeitschrift“ (Neue Folge, seit 1834 herausgegeben von Schreiner, Muchar, Leitner u. a.): „Römersteine in Töplitz“ (I., 2, 62 bis

Windung überlistet, gegen die kleinen Neckereien heimlicher Quellenadern und tückischer Erdschlüpfe siegreich ankämpft und die widerspenstigen Elemente zwingt zu willfährigem Frondienst.“

66); „Topographische Streifzüge in Cilli und Umgebung" (I., 2, 62 bis 66); „Maria Rast." Monographische Skizze (II., 1, 23 bis 40); „Heimatliches über Tanz und Volksgesang" (II., 2, 181 bis 186); „Die untersteirische Schweiz" (III., 1, 26 bis 66); „Die Steinbrücke in Untersteiermark" (III., 2, 51 bis 72); „Das St. Mareinertal" (V., 1, 79 bis 99); „St. Heinrich", Legende (VI., 1, 1 bis 15); „Zur Geschichte der Stadt Cilli" (VII., 2, 5 bis 25); „Dr. Jakob Neuner" (VII., 2, 26); „L. Halirsch, Briefe in die Heimat auf einer Reise über Steiermark nach Italien im Jahre 1831, aus dessen Tagebuche mitgeteilt . ." (VIII., 1, 72 bis 94); „Thomas von Cilli", Monographische Skizze (VIII., 2, 1 bis 13); „Heimatliches über Cilli" (VIII., 2, 106 bis 124). — In der „Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode": „Bilder aus Untersteier, und zwar: 1. Celeia-Cilli, 2. Deutschlands erste Kartause Seitz" (1835, 745, 753, 761, 769); „Das Mineralbad zu Neuhaus" (1837, 797, 805, 812, 820, 828). — In Ad. Schmidls „Österr. Blätter für Literatur und Kunst": „Epigraphische Exkurse. Monumenta Celeiana" (Bd. CII, CIV, CVIII, CXI, CXV, CXVI zwischen 1843 und 1846); „Über Alb. v. Muchars Gesch. des Herzogtums Steiermark" (1845, Nr. 34 bis 36). — Im „Aufmerksamen": „Die verschwundene Glockenturm-Sage vom Berge Ischriett" (1840, Nr. 25); „Hermann von Cilli", historische

Skizze (1842, Nr. 13 und 14). — In der „Augsburger Allg. Zeitung“: „Noch einiges über den Bregenzerwald“ (1843, Beilage 229); „Zur Kunde von Innerösterreich“ (1845, Beilage 123). — Im „Innerösterreichischen Kalender“ von 1847: „Der nächtliche Krieger“ (obersteierische Sage aus der Gegend von Knittelfeld). — Im „Austria-Kalender“ von 1848: „Ein Tourist des 17. Jahrhunderts über Österreich“ u. a. a. O.

Siebzehn Sagenstoffe behandelte er streng wissenschaftlich mit Rücksicht auf die uralten, in den gegenwärtigen Fassungen verborgenen Elemente in „Steiermärkische Sagen und Volksgebräuche“ (J. W. Wolfs „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“, 1855, II., 155); aus dem Nachlasse gab Schlossar „Sagen und Geschichten aus Steiermark“ von Joh. Gabr. Seidl heraus (Graz, P. Cieslar, 1881).

Welches reiche Material hat der fleißige Wanderer da zusammengetragen; was er hinsichtlich der ethnographischen Kenntnisse Steiermarks anbahnte, wirkte zunächst als Anregung für gleiche Studien in Niederösterreich, wo Dr. Kerschbaumer und K. Landsteiner kurz hernach den altheidnischen Kern landläufiger Sage von späteren Hüllen zu befreien und bloßzulegen begannen.

3. Archäologie, Numismatik.

Die schon genannten archäologischen und epigraphischen Schriften über „Die Römersteine in Töplitz" und die „Epigraphischen Exkurse . ." (vgl. S. 144) sowie mannigfache Elemente dieser Art in seinen anderen topographischen, historischen und kulturhistorischen Schriften erwiesen eine so gründliche Kenntnis, daß Seidl 1840 den ehrenvollen Ruf nach Wien als Kustos des k. Münz- und Antikenkabinettes erhielt. Mit Feuereifer vertiefte er sich in dem Fache, das nunmehr seinen Lebensberuf bilden sollte. Wie selbst diese von seinem Dichten soweit abliegende neue Lebensrichtung innig mit seinem Gesichtskreise als Dichter zusammenhängt, zeigt v. Siegel in seinem Nachrufe (Almanach der k. Akad. d. Wissensch., 1876). Des Calpurnius Gedichtzyklus „Delos", der ihn zu einer metrischen Verdeutschung angeregt hatte, wurde für ihn nunmehr der Anlaß zur Deutung mit Hilfe der Epigraphik und Numismatik (I. Band der Denkschriften, 1850). Er selbst nennt die auch als Separatabdruck erschienene Schrift einen „philologisch numismatischen Exkurs". Zielbewußt strebte er danach, das k. Münz- und Antikenkabinett zu einer Zentralstelle für alle Funde aus alter Zeit zu machen, wiewohl das neue Fundgesetz vom Jahre 1846 auf den Anteil des Staates (bisher ein Drittel des Fundes) verzichtete. Als einzig richtige

Grundlage für die Erhellung römischer Geschichte und Kultur auf dem Boden des Vaterlandes erkannte er mit richtigem Blick die wissenschaftliche Durchforschung und Verwertung aller Fundstücke, und wie sehr er recht hatte, erwies in der Folge der Umstand, daß so viele seiner Anregungen tatsächlich zu diesem Zwecke praktisch ausgeführt wurden und damit eine breite Grundlage der Geschichtswissenschaft für die Römerzeit geschaffen ward. 1846 begann er in Schmidls „Österr. Blättern für Kunst und Literatur" eine Serie von 6 Aufsätzen, die eine fortlaufende „Chronik der archäologischen Funde in Österreich" (nach Kronländern geordnet) darstellen, eine Art Tagebuch, das im kleinen als Grundlage für ein späteres großes Inschriftenwerk gedacht wurde. Die fruchtbare Arbeit wurde nach Seidls Abgange von Hofrat Dr. Kenner fortgesetzt, da man deren grundlegende Wichtigkeit erkannt hatte. Er erörterte freimütig die guten und üblen Wirkungen des neuen Gesetzes und verlangte, daß Provinzial-Museen, Private und Redaktionen der Provinzen wenigstens eine Beschreibung der gefundenen Objekte ans k. Münz- und Antikenkabinett, das „archäologische Zentral-Museum der Monarchie", einsenden sollten; in der Folge setzte er seine „Chronik" im 2. Bande (1849) des von der k. Akad. d. Wissensch. herausgegebenen „Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen" fort, ferner ebendaselbst 1851 im VI., 1853 im IX., 1854 im XIII. und 1856 im

XV. Bande. Nachdrücklich bittet er, daß seinen Wünschen im Interesse der Wissenschaft Gehör geschenkt werde.

Wie er die antiquarischen Schätze des k. Münz- und Antikenkabinetts fruchtbar zu verwerten wußte, bezeugte seine Untersuchung über „Das altitalische Schwergeld“ (Sitzungsber., Bd. XI., 1854, 403 bis 439 und 810 bis 870), in der er an dritthalbhundert derartige Stücke der kaiserlichen Sammlung nach dem seit Marchi und Tessieri angenommenen Einteilungsgrunde in bezug auf Typus und Gewicht verglich; seine Abhandlung „Über den Dolichenus-Kult“, der von den Antoninen bis auf Licinianus blühte (Sitzungsber., Band XII, 1854, 4 bis 90 und Band XIII, 1855, 233 bis 260) und seine „Beiträge zu einem Namensverzeichnis der römischen Prokuratoren in Noricum“ (Sitzungsber. Bd. XIII., 62 bis 89), beide aufgebaut auf inschriftlichem Materiale, haben entscheidende wissenschaftliche Bedeutung. Seidl hat mit diesen seinen archäologischen und numismatischen Studien einen Weg gewiesen, der mit bestem Erfolge von Späteren begangen ward und erst einer richtigen Erkenntnis römischer Geschichte und Kultur in unserem Vaterlande Bahn brach. Selbst der philologische Unterricht der Mittelschule kann heutzutage des archäologischen und epigraphischen Quellenmateriales nicht entraten.

4. Pädagogik.

Seidl war von Grund aus eine mitteilsame Natur. Dies hat ihn auch trotz mancher Hindernisse dem Lehrberuf zugeführt, mit dem seine Sendung als Dichter nicht nur, solange er amtlich als Lehrer der Jugend tätig war, sondern sein ganzes Leben lang im schönsten Einklang stand. Als Dichter und Lehrer widmete er 1836 seine „Brosamlin" der Jugend (vgl. S. 109). Als er das Amt des Lehrers mit dem des Beamten und Gelehrten vertauscht hatte, blieb er der ihm so liebgewordenen Schule doch treu und wirkte als Mitredakteur der „Zeitschrift für österr. Gymnasien" von deren Gründung (1850) bis zu seinem Tode. Echt modern sind seine in verschiedensten Abhandlungen ausgeführten Vorschläge in Hinsicht der Methodik des philologischen und speziell des deutschen Unterrichtes. Seine besondere Aufgabe, die Chronik der Gymnasien und die Veränderungen und Fortentwicklungen auf administrativem Gebiete in Evidenz zu halten, löste er stets mit größter Gewissenhaftigkeit. Vor allem ist er aber ein zum Herzen dringender Jugendbildner durch den in seinen poetischen Schöpfungen ausgeprägten Geist des Patriotismus, der Menschenliebe, der Frömmigkeit und Weltfreude geworden; sein stets frohes Hoffen auch in trüber Zeit, sein unzerstörbarer Optimismus bei aller tiefsinnigen Reflexion wirkt wahrhaft erhebend.

Schlußwort.

J. G. Seidl ist eine durchaus charakteristische Persönlichkeit Altösterreichs als Dichter gewesen; er ragt mit seiner Gelehrtenarbeit noch weit in die Periode neuer Bahnen als eine bemerkenswerte, in manchen Richtungen tonangebende Erscheinung herein. Ein spezifisch österreichischer Romantiker, als welcher er sich klar in Hinsicht seiner Begeisterung für das Volkslied, Geschichte, Kulturgeschichte, Sage und Märchen, seines weitschauenden und scharfen Blickes für die Schätze der Weltliteratur, seiner Hinneigung zum Mystischen und Traumhaften erweist, ist er nicht wie Grillparzer zu den Höhen des Klassizismus emporgedrungen, sondern blieb als konservative Natur, die bescheidene Grenzen ihrer Wirksamkeit nicht überschreiten wollte, vielleicht auch, weil sie erkannte, daß sie dies nicht ohne Schaden vermochte, solange er dichtete, stets in der gleichen Mittelhöhe des poetischen Schaffens;*)

*) Sein Leben und Dichten stimmt wie ein treffliches Beispiel zur Charakteristik der österreichischen Romantik, die in Nagl-Zeidler, Deutsch-österr. Literaturgesch. (II., 88) gekennzeichnet wird: „Die Romantik der Österreicher war Blüte des Gemütes, ihre Haupt-

dasselbe hörte allgemach auf, als neue Kunstbegriffe und neue Ideale die jüngeren Zeitgenossen ergriffen und er infolgedessen merkte, daß er nicht imstande sei, sich in dieselben zu finden. Damals aber, da er eins mit der ihn umgebenden Welt war, entwickelt er eine

formen waren Lyrik, lyrisch-epische Dichtung und vor allem das Drama. Ihre Wurzeln laufen nicht in Gedanken und Ideen, sondern in musikalisches Empfinden aus.“ Daß Schubert, der König des deutschen Liedes, 15 Lieder des Dichters vertonte, und zwar viele sofort nach dem Erscheinen der „Dichtungen“ (1826) soviele derselben in kurzer Zeit (er starb 1828), daß er mit dem Dichter sich innig befreundete, ist allein ein Beweis des hohen Wertes Seidl'scher Lyrik. Die Biographen Schuberts, selbst Kräußle, haben von diesem charakteristischen Momente bis nun nichts gewußt. Und doch ist es durch jüngste Nachforschungen genau erwiesen; Schubert hat dem Dichter ausdrücklich die Originalausgabe der 4 Refrainlieder („Die Unterscheidung“, „Bei dir allein“, „Die Männer sind mechant“ und „Irdisches Glück“) „freundschäftlichst“ gewidmet. Sinnig hat der „Schubertbund“ am 23. April zu Ehren des 100. Geburtstages Seidls einen festlichen Abend veranstaltet, an dem Lieder ihres Meisters, die Vertonungen Seidl'scher Texte sind, zu Gehör gebracht wurden und Herr Zoder in seinem Festvortrage im besonderen die Freundschaft der beiden behandelte.

Damals wurde zum erstenmal der S. 24 genannte, von mir wiedergefundene Nachruf Seidls an Schubert von dem Rezitator Fritz Jenisch vorgetragen, der alle Zuhörer mit tiefer Rührung erfüllte. Er wird im nächsten (5. Heft) der österr.-ungar. Revue (1904) abgedruckt sein, da dies wegen Raummangels hier nicht mehr geschehen konnte.

so fruchtbare und vielseitige Tätigkeit, daß er mit dem ganzen geistigen Wien und Österreich und auch mit einem großen Teile des geistigen Deutschland in Fühlung kam, ja eine Zeitlang eine führende Stellung einnahm. Er wurde eines der bemerkenswertesten Bindeglieder deutschen und österreichischen Schrifttums; schon 1825 wird er in Ersch's „Das gelehrte Deutschland", mit hohen Ehren genannt, schon vorher war er Mitarbeiter hervorragendster deutscher Zeitschriften; Goedeke verglich ihn mit Byron und Heine und Weigand wählte sich gerade ihn als den Schilderer jenes Bandes des Werkes „Das malerische und romantische Deutschland" aus, welcher die schönsten Länder Österreichs umfaßte. Obenan aber gebührt J. G. Seidl für alle Zeit als Dichter unserer eigensten Lieder, die er der Stimme unseres Volksfanges abgelauscht hat, ein besonderer Platz im Herzen jedes Österreichers. Wie keiner bis auf ihn hat er in seinen mundartlichen Dichtungen das Sprechen und Sinnen des Volkes zum Ausdrucke gebracht; diese „Flinserln" sind nicht Flitter, wie er sie bescheiden nannte, sondern lauteres Gold. L. v. Hörmann schließt treffend seinen eben zu Ehren des 100. Geburtstages Seidls gedichteten Sang treffend mit den Worten: „So wiaſt von Herz'n g'ſunga haſt — Biſt a ins Volksherz g'ſchrieb'n". Als herrliches und unvergängliches Gegengeschenk hat er seinen Österreichern ihre Volkshymne beschert, die zum

Volksſang für jung und alt geworden und nicht nur als Dichtung. ſondern als hiſtoriſches Denkmal ſpäten Geſchlechtern ehrwürdig erſcheinen wird. Mit Recht brachte dies der Grillparzer-Verein in ſeiner Adreſſe an den Dichter anläßlich des 70. Geburtstages in den Worten zum Ausdruck: „Nicht allein Ihre Geburtsſtadt Wien, ganz Öſterreich iſt ſtolz auf ſeinen gemütvollen und liederreichen Sänger, deſſen Dichtungen unvergänglich im Munde des Volkes fortleben!"

Nachträge.

Zu S. 13, Anm.: „Aglaja“; „Illyrisches Blatt“; „Saphirs Berliner Schnellpost“; „K. Meisl's Taschenbuch für die Leopoldstädter Bühne“; „Archiv für Statistik, Literatur und Kunst.“

Zu S. 138: Manzoni, Murtola, Sheridan.



Bild, gemalt von Telscher i. J. 1829 zu Cilli; es stellt Seidl an seinem Schreibtiche sitzend dar. Dasselbe ist im Besitze der Frau Funke und wurde bisher noch nicht reproduziert. Die an der Wand hängenden Bilder sind solche von Wiener Freunden, mit denen er sich sein Heim in Cilli geschmückt hat. Von links nach rechts gerechnet: Exner, Landrat Sigmund Karis, Kerner und Gerichtspräsident Jakob Ritt. v. Jenny.

DATE DUE			